

FREIHAFEN

WIR. HIER. JETZT.



IMPRESSUM

FREIHAFEN

Jugendmagazin für Hamburg
Fon: 040-600846-79
Fax: 040-600846-81
Mail: mail@freihafen.org
Web : <http://www.freihafen.org>

Herausgeber

Junge Presse Hamburg e.V.
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg
Fon: 040-600846-80
Fax: 040-600846-81
Mail: mail@jphh.de
Web : <http://www.jphh.de>

Chefredaktion

Christoph Hanssen (V.i.S.d.P.)
Sarah Benecke
chefredaktion@freihafen.org

Layout

Jonathan Stöterau
Wolfgang Denzler
grafik@freihafen.org

Titelseite und -foto

Sihuar Borstelmann

Fotoredaktion

Jonathan Stöterau
Wolfgang Denzler
fotoredaktion@freihafen.org

Öffentlichkeitsarbeit

Jana Kischkat
Oskar Piegsa
Wolfgang Denzler
presse@freihafen.org

Internetauftritt

Maurice Renck

Druck

v. Stern'sche Druckerei GmbH & Co KG
Zeppelinstrasse 24
21337 Lüneburg

Auflage

20.000 Exemplare

Erscheinung

10x jährlich

Auslageplätze

An den weiterführenden Schulen
Hamburgs, den Universitäten,
Jugendbildungsstätten und ausgewählten Cafés

Vertrieb

Behörde für Bildung und Sport der
Freien und Hansestadt Hamburg;
Eigenvertrieb
vertrieb@freihafen.org

Anzeigenbetreuung

Jana Kischkat
Sebastian Olényi
Malte Ricken
anzeigen@freihafen.org

Mitarbeiter (Text/Foto)

Anne Spies (T&F)
Christoph Hanssen (T)
Jenny Wolf (T)
Kai Weise (T)
Lara Dietrich (T)
Lina Brion (T)
Maurice Renck (T)
Oskar Piegsa (T)
Sarah Benecke (T)
Tilman Höffken (T&F)
Tung Nguyen (T)
Wolfgang Denzler (F)

Hinweise auf externe Bildrechte
sind bei den jeweiligen Fotos
angegeben.

Wir danken allen, die sich an
FREIHAFEN beteiligt haben und
besonders den Außenstehenden,
die Verständnis für den enormen
Zeitaufwand des Projektes gezeigt
haben. Außerdem danken wir
der Behörde für Bildung und
Sport, der SchülerInnenkammer,
der Jungen Presse Hamburg und
der Arbeitsgemeinschaft freier
Jugendverbände Hamburg (AGfJ)
für die gute Zusammenarbeit.

Mit freundlicher Unterstützung
durch die Aktion Mensch 5000x
Zukunft

Anzeigen



Das SAGA GWG Sportprogramm

ElbkickerCup 2005

Das 4-gegen-4-Fußballturnier
auf Entenwerder



Samstag, 4. Juni, 10.00 Uhr
Alle können mitkicken! Anmeldungen und alles Wissenswerte
unter www.saga-gwg.de. Für weitere Fragen steht Sonja Stein
von ProQuartier unter (040) 4 26 66-97 53 zur Verfügung.

SAGA GWG
Mehr Hamburg



CREATIV WETTBEWERB POP

- **FÖRDERPREISE** in Höhe von € 5.000
- **ENDAUSSCHIEDUNGSKONZERTE** am
09. und 10.09.2005, 20 Uhr
Allee-Theater Hamburg
- **MEDIENPRÄSENZ**
(Live-Übertragung TIDE Radio/TV)
- **ANSCHLUSSKONZERTE**

**Mit dem Wettbewerb sollen Stimmtalente
entdeckt und neue Songs gefördert werden.**

Anmeldeschluss: 15. August 2005

Anmeldeunterlagen:
www.saengerakademie.de
info@saengerakademie
Fon: 040/21 30 43 • Fax: 040/21 29 21

HUMMEL HUMMEL

Nicht alles ist, wie es scheint. Das wissen wir. Und doch tapen wir immer wieder ins Fettnäpfchen der naiv-bequemen Gutgläubigkeit: Woher sollen wir denn sicher sein, wer die WM nach Deutschland geholt hat? Ob nicht in mehr als einem Büro des Spiegel-Hauses Heroin aufgekocht wurde? Und wie um Himmels Willen hätte der Stern 1983 wissen können, dass die euphorisch abgedruckten Hitler-Tagebücher allesamt Fälschungen waren, und dabei nicht einmal besonders gute?

Und dazu die unendliche Fülle an Informationen, die falsch wiedergegeben werden oder gar nicht erst bei uns ankommen. Sei es, weil das Überfliegen der Zeitung fast schon den morgendlichen Zeitrahmen sprengt – oder weil die Journalisten selbst entscheiden, was sie unseren Augen oder Ohren zumuten wollen.

Warum die Ente ausgerechnet eine Ente und kein Huhn ist, lässt sich nur vermuten. Schon im 17. Jahrhundert wurde das Kürzel ‚n.t.‘ (non testatum = nicht bestätigt) an Zeitungsmeldungen gefügt, wenn die Quelle nicht bestätigt werden konnte. In Frankreich ist die Ente, als unzuverlässige Brütererin bekannt, während des 19. Jahrhunderts immer wieder mit der Lüge in Verbindung gebracht worden. Die Zeitung ‚Le Canard Enchaîné‘ erscheint noch heute. Sogar zu Zeiten Luthers galt die Ente als Symbol der Irrlehre: ‚So kömpts doch endlich dahin, das an stat des evangeliij und seiner auslegung widerumb von blaw enten gepredigt wird.‘

FREIHAFEN hat versucht, sich in der Welt der Fälschung und Geheimhaltung, der China-Restaurants und des Fußballs ein wenig zurecht zu finden. Nicht, dass wir etwa den Weg der Wahrheit gefunden hätten – aber dafür wissen wir jetzt, dass die quakenden Enten wohl eher eine Minderheit sind, wenn man sie ihren Namensvettern gegenüberstellt.

Viel Spaß beim Entenangeln!

Eure FREIHAFEN-Redaktion



Fischmarkt

Lüg! Mich! An! - 4
Der Yeli des deutschen Bundestages - 5
Bierhumpen und Kuckucksuhr - 5
Golcen Brown und Amsterdamned - 8
Silvio Berlusconi - 10

Elbbrücken

Liegt das nicht in Russland? - 12

Hamburg City

Wild und anarchistisch - 14
Bilder in Kopf. Augenblicke. Illustrieren. - 15

Speicherstadt

Rauschgift im Rassenkampf - 17
Wusstest du, dass... - 18

Grosse Freiheit

Grand Hotel van Cleef - 20
Djane Sahara - 22
Emergenza - 24

Millerntor

Legendarie mal anders - 26



Lüg! Mich! An!

Nestbeschmutzende Enten sind der beste Servicejournalismus – Ein Plädoyer für mehr offensichtliche Lügen in der Berichterstattung. Pure Wahrheit darf niemals siegen.

empört einwerfen. Wenn wir uns morgens die Zeitung an den Frühstückstisch holen, dann geht es doch nicht um die „willing suspension of disbelief“, frei übersetzt: das freiwillige Abschalten kritischer Vernunft,

sönlichen Realitätserzeugung: Wenn wir nicht selber im Irak vor Ort sein können (wenn wir, de Facto, noch nicht einmal sicher sein können, ob es den Irak überhaupt gibt), dann bleibt uns wenig anderes übrig, als zu glauben, was uns der freundliche Fernsehkorrespondent aus dem Hotel Palestine berichtet. Dabei haben wir kaum Möglichkeiten, abzuschätzen, wie repräsentativ seine Berichte tatsächlich sind. So ist Realität tatsächlich doch eine Glaubensfrage.

Ein anschauliches Beispiel dafür, wie der Medienbetrieb funktioniert, ist FREIHAFEN selbst. Eher aus einer Laune heraus, haben wir uns entschieden, zum Erscheinen unserer Erstausgabe eine Pressekonferenz zu veranstalten. Gekommen sind Vertreter von fast allen wichtigen lokalen Zeitungsredaktionen, aber noch spannender als die Artikel in Welt, taz, Hürriyet und Co. war die Tatsache, dass plötzlich Anfragen bei uns herein-

schneiten, die sich auf eben jene Artikel bezogen. Leute, die unser Heft noch

Realität ist eine Glaubensfrage.

gar nicht gesehen hatten, fanden uns plötzlich ganz toll, wollten mitmachen, gratulieren oder zumindest unbezahlte Werbung für ihre Firma erbetteln.

FREIHAFEN war kein Fake. Aber eine gut geschriebene Pressemitteilung reichte offensichtlich aus, um ein bisschen Realität zu inszenieren. Dieses Erkenntnis ist natürlich nicht neu, sondern so alt wie PR und Propaganda.

Was manche Journalisten über ihren Beruf erzählen, klingt schon ziemlich merkwürdig. Dietmar Dath zum Beispiel, der in der Spex Zeitschriftenautoren mit Schauspielern verglich und schrieb: „Beide Berufe leben vom geschickten Lügen im Interesse einer über das bloß faktisch Vorgefundene erhabenen Wahrheit“. Er klagte: „Schriftlich lässt sich einfach nicht abbilden, wie todernst es einem mit der jeweiligen Lüge ist.“ Schauspieler hätten es da leichter. Und im Cover Magazin verbreitete Tom Kummer, wir seien alle in eine Welt hinein geboren „deren bestimmendes Element die Show ist. In der Show gibt es keine Wahrheit, sondern Effekte. Je brillanter die Show, desto begeisterter werden die Lesermassen sein“. Konsequenterweise hat Kummer seine besten Interviews nicht geführt, sondern erfunden. Komische Meinungen. Schließlich lesen wir doch nicht, um belogen zu werden, möchte man

das der Dichter Samuel T. Coleridge als Grundlage für den Genuss von Poesie erkannte. Wenn wir uns morgens die Zeitung an den Frühstückstisch holen, dann geht es nicht um Glauben oder Nichtglauben, dann geht es nicht um die Schönheit der Illusion – es geht um Wissen und Wahrheit. Um Fakten, Fakten, Fakten, statt Fiktion. Dabei ist journalistische Berichterstattung, auch unter noch so optimalen Voraussetzungen, immer ein selektiver Prozess: Das Einspielvideo in der Tagesschau zeigt nur, was die Kameralinse aufnahm; der Schreiber der Zeitung schreibt nur, was er im besten Fall selber erlebt und für berichtenswert gehalten hat. Kummer und Dath beziehen

Fakten, Fakten, Fakten statt Fiktion.

sich mit ihren Aussagen auf Unterhaltungsjournalismus. Dennoch veranschaulichen ihre Aussagen eines: Papier ist ein Trägermedium für Informationen, nicht für Wahrheit. Informationen sind abstrakt. Trotzdem dienen sie unserer per-

Als im Jahr 1991 die Public-Relations-Agentur Hill & Knowlton für die kuwaitische Regierung Berichte lancierte, in denen irakische Soldaten in Kuwait frühgeborene Babys töteten, war das eine glatte Lüge. Und ein Kriegsgrund. Ein knappes Dutzend Jahre später erzählt der amerikanische Verteidigungsminister Donald Rumsfeld vor den Vereinten Nationen von LKW voller biochemischer Kampfstoffe im Irak. Als der „Irrtum“ dieses Mal eingestanden wird, ist der dritte Irakkrieg offiziell schon beendet. Nebeneffekt: Schon wieder hat der freundliche Fernsehkorrespondent gutes Geld für seine schlaflosen Nächte

im Hotel Palestine bekommen.

Die einzige effektive Gegenstrategie ist eine zutiefst ironische: Nämlich Feuer mit Feuer zu bekämpfen.

Die kleinen Lügen können den großen Lügen den Boden unter den Füßen wegziehen, indem sie den Leser für die Technik des Lügens sensibilisieren. Die Leistung von all den Verfassern von Enten, je spektakulärer sie sind, desto besser, ist der Verdienst, die Funktionsmechanismen des System „Medien“ zu entlarven. Mit ihrer nestbeschmutzenden Subversion veranschaulichen solche Autoren, dass Medien nicht mehr als eine

abbildende Oberfläche sind. Damit tun sie uns Lesern, gewollt oder ungewollt, einen Gefallen. Denn letztlich gehen die meisten von uns ja doch mit einer „willing suspension of disbelief“ an die Presse heran – wir erwarten meistens gar nicht, dass „disbelief“ überhaupt nötig sein könnte. Wenn wir uns ertappt fühlen, wieder einmal eine Ente für „wahr“ befunden zu haben, womöglich noch eine besonders absurde, dann erkennen wir: Unkritischer Konsum ist gefährlich. Erst recht der unkritische Konsum vermeintlicher Wahrheit.

Oskar Piegsa
oskar@freihafen.org

Der Yeti des deutschen Bundestages

Jenny Wolf
jenny@freihafen.org

Schwerpunktmäßig beschäftigt sich das politische Schaffen des heute 72-jährigen SPD-Parlamentariers Jakob Maria Mierscheid mit den Gepflogenheiten der mitteleuropäischen geringelten Haubentaube.



So unglaublich, wie das Spezialgebiet des Politikers scheint, ist auch der Mensch an sich. Seit dem 11. Dezember 1979 ist er nun schon Mitglied des Deutschen Bundestages. Das Verwunderliche daran: Nicht ein einziges Mal erhielt der SPD-Parlamentarier auch nur eine einzige Gegenstimme. Natürlich stellt sich da die Frage: Ausnahmepolitiker oder perfekt inszenierte Politlegende?

Unumstritten und beliebt nennt es der Bundestag. Beliebt muss man mit Sicherheit sein, um so ein makellostes Image zu besitzen, aber wie kommt es, dass so ein Vorzeigepolitiker der Öffentlichkeit vorenthalten wird? Wer, wenn nicht er, könnte etwas an den immer weiter fallenden Prozentpunkten der Regierung ändern? Vielleicht schlummert in ihm ja das Potenzial für die nächste Kanzlerkandidatur – er könnte Deutschland verändern! Die Schlagzeilen drängen sich geradezu auf: „Mierscheid bezwingt die Arbeitslosigkeit“, „Erfahrener Politiker bringt den ersehnten Wirtschaftsboom“ – oder doch

eher „Bundestagsabgeordneter doch nur faules Ei“? Statt Hühner- vielleicht Taubenei? Daher vielleicht auch sein politisches Spezialgebiet?

Leider konnte man den Politiker bisher nie persönlich zu solchen Spekulationen befragen. Und auch sein Fehlen bei einschlägigen Politikveranstaltungen begründet er ganz einfach mit Aussagen wie „Ich bin ja nicht so der Ausgetyp“. Da wundert es auch niemanden, dass er selbst bei der Einweihung der ihm gewidmeten Brücke in der Nähe des Bundestages nicht vor Ort war. Und auch sein Bundestagsjubiläum im letzten Jahr ging ohne viel Tam-Tam vonstatten. Schließlich hätte er sich ja da der Öffentlichkeit präsentieren müssen. Oder war er vielleicht doch da und wurde nur nicht erkannt? Denn anscheinend ist er auch kein Foto-Typ. Wie soll man sich sonst erklären, dass wirklich nur ein einziges Foto existiert, das Jakob Mierscheid zeigt? Immerhin dürfte er sich seit dieser Ablichtung erheblich verändert haben. Oder sieht heutzutage so ein 72 Jahre alter deutscher Politiker aus? Dann

sollte man sich vielleicht ernsthaft überlegen, ob man nicht doch in die Politik wechseln sollte. Jedenfalls bräuchten wir uns dann keine Gedanken mehr über Falten, graues und schütteres Haar und altmodische Brillen machen – Botox, Kolorierungen und Fielmann wären überflüssig. Also noch ein Grund für Herrn Mierscheid aus seinem Büro hervorzutreten - von dem niemand genau weiß, wo es ist - und sich endlich der Öffentlichkeit zu präsentieren.

Aber dieses wird ihm wohl genauso schwer fallen, wie den tausenden von Yetis in unseren Wäldern. Denn, bei Jakob Mierscheid handelt es sich lediglich um einen politischen Witz, eine fiktive Figur der deutschen Parlamentslandschaft. Da bleibt uns die Frage: Können wir uns wirklich sicher sein, dass er der Einzige seiner Art ist?

Offizielle Parlamentarierbiografie:
[www.bundestag.de/
mdb15/bio/M/miersja0.html](http://www.bundestag.de/mdb15/bio/M/miersja0.html)



Tilman Höffken
tilman@freihafen.org

Am 26. Juni 2006 startet die WM in Deutschland. Ein großer Tag für alle fußballverrückten Deutschen, die zu dieser Gelegenheit noch einmal auf ihre Lieblings-Lichtgestalt anstoßen werden: Franz Beckenbauer, das scheint sicher, hat Deutschland die heiß ersehnte WM gebracht. Ein trügerischer Irrglaube. Das wahre WM-Organisations-Komitee ist nämlich in der recht unscheinbaren, doch äußerst effektiv arbeitenden Frankfurter TITANIC-Redaktion zu finden. Diese aufrechten, patriotischen Fußball-Laien kämpften 2000 mit allen Mitteln für eine erfolgreiche WM-Bewerbung Deutschlands. Damals, einen Tag vor der endgültigen WM-Entscheidung des Fußballweltverbandes FIFA, gehen spät abends bei sieben FIFA-Mitgliedern Faxe eines gewissen Herrn Hansen aus good old Germany ein. Darin bittet dieser die Offiziellen, in seinem eigenen und Franz Beckenbauers Interesse, bei der morgigen Abstimmung für sein Heimatland zu stimmen. Außerdem stellt er ihnen ein kleines Geschenk in Aussicht. In einem zweiten Fax, adressiert an den amerikanischen Abgesandten Chuck Blazer, konkretisiert er sein Geschenk. Ein Korb, gefüllt mit deutschen Spezialitäten: Würstchen, Bierhumpen und Kuckucksuhr. Dass die Faxe von Deutschlands bekanntester Satirezeitschrift stammen, ahnt da noch niemand. Doch die Resonanz der FIFA-Mitglieder fällt eher mager aus. Niemand meldet sich unter der angegebenen Nummer. Der Bestechungsversuch scheint folgenlos zu bleiben. Am 7. Juli verkündet der Schweizer FIFA-Präsident Sepp Blatter das Endergebnis der WM-Abstimmung. Nicht wenige Experten rechnen zu diesem Zeitpunkt mit einem Sieg Südafrikas, da jeweils 12 der 24 Vertreter im Entscheidungsgremium von ihren Verbänden aufgefordert sind, für Deutschland beziehungsweise Südafrika zu votieren. Eine Stimmengleichheit würde jedoch dazu führen, dass Sepp Blatter zwei weitere Stimmen bekäme. Es ist ein offenes Geheimnis, dass dieser Südafrika favorisiert. Die Chancen stehen also eher schlecht für Deutschland. Doch dann, um 14.00 MEZ, gibt Blatter das offizielle Endergebnis bekannt: Deutschland hat sich mit 12:11 Stimmen gegen Südafrika durchgesetzt. Der neuseeländische Verbandschef und Abgesandte Ozeaniens Charles Dempsey hatte sich bei der Abstimmung seiner Stimme enthalten. Gegen den Auftrag seines Verbandes, der lautete, für Südafrika zu stimmen. Auch Dempsey hatte ein gefälschtes Bestechungsfax erhalten. Gegen 19.00 Uhr kommt der britische TV-Sender Channel 4 den Bestechungsfaxen auf die Schliche und macht diese publik. Eine Welle der Entrüstung rollt über Großbritannien und schwappt bald auf das europäische Festland über. Krisensitzungen werden einberufen, es wird überlegt, die Wahl wiederholen zu lassen und auch die deutsche Feierstimmung ist gründ-

Bierhumpen und Kuckucksuhr

Lügen bringen einen nur in Verlegenheit? Von wegen! Hier der Gegenbeweis – eine erfolgreiche Ente:

lich versaut. Mit einem Korruptionsskandal hatte niemand gerechnet. Am nächsten Tag erklärt die TITANIC gegenüber der dpa offiziell, die Bestechungsschreiben verfasst zu haben. Der DFB erwägt daraufhin eine Klage gegen die Satirezeitschrift, ungeachtet der Tatsache, dass nur durch deren Hilfe die Wahl gewonnen wurde. Denn zur selben Zeit, auf der anderen Seite der Erde, rechtfertigt Charles Dempsey sein Handeln mit der Begründung, es habe ein „nicht tolerierbarer Druck einflussreicher europäischer Interessengruppen“ auf ihm gelastet. Das Fax der TITANIC habe ihm den Rest gegeben und er sei daher zu der Entscheidung gekommen, sich seiner Stimme zu enthalten. Seine Regierung zürnt daraufhin, er habe die getroffenen Absprachen missachtet. Dem vorausgegangen waren Golfspiele mit Franz Beckenbauer, um Dempsey's Stimme für Deutschland zu gewinnen und Erklärungen der neuseeländischen Regierung den Afrikanern gegenüber, man werde für Südafrika stimmen. Außerdem machten Rachegerüchte seitens des Neuseeländers gegenüber Sepp Blatter die Runde, da der einige Monate zuvor Dempsey's autoritären Führungsstil öffentlich kritisiert hatte. Sogar Nelson Mandela, so Dempsey, habe sich am Morgen des Wahlgangs bei ihm telefonisch gemeldet und versucht, seine Entscheidung zu beeinflussen. Auch der europäische Fußballverband UEFA sei nicht tatenlos geblieben und habe ihn freundlich auf die Bewerbung Deutschlands und etwaige negative Konsequenzen für den ozeanischen Verband aufmerksam gemacht, sollte er für Südafrika stimmen. Beeinflusst durch diesen äußeren Druck erschien Dempsey das Fax der TITANIC nicht als ein Scherz, sondern eher als eine Bestätigung seiner Entscheidung, die Stimme keinem der beiden Länder zu geben. Und auch die „Tagesthemen“ resümieren wenig später fast dankbar, die WM 06 in Deutschland sei der Verdienst von TITANIC. Andere Medien, speziell die Boulevard-Presse, zeigen sich weniger erfreut. „Böses Spiel gegen Franz“ titeln beispielsweise die Meinungsbildner der BILD und fordern ihre Leser auf, die TITANIC-Redaktion mit Anrufen zu terrorisieren. Dabei werden die Satiriker nicht nur als „Arschlöcher“, „Nestbeschmutzer“ und „vaterlandslose Gesellen“ beschimpft, sondern müssen sogar um ihr Leben fürchten: „Morgen geht eine Bombe hoch!“. Außerdem wird ihnen erklärt, dass „in einem Rechtsstaat Leute wie Sie ins KZ“ gehörten. Paradox jedoch sind nicht nur die Beschimpfungen gegenüber den „Enkeln von Hitler“, sondern auch der Fakt, dass die BILD-Leser (die „deutschen Deutschen“) ihren beim Näherücken der WM erstarkten Vaterlandsstolz erst durch die Korruptionsschreiben der TITANIC neu ausleben können. Eine eindeutig ungerechte Diffamierung gegenüber diesen aufrechten Deutschen („Wir taten es für unser Land!“). Wer weiß, ob die BILD-Leser heute auch noch jubeln könnten, wäre die TITANIC damals nicht mit Kuckucksuhren auf Stimmenfang gegangen. In diesem Sinne: Danke für die Ente!

Ente Französisch

Christoph Hanssen
christoph@freihafen.org

Billig sollte es sein, der Fahrer sollte einsteigen können, ohne dass der Hut vom Kopf fällt und einen Picknickkorb sollte man transportieren können, ohne dass die Eier darin zu Bruch gehen. Die Kriterien, nach denen Ende der dreißiger Jahre ein Auto entwickelt wurde, sind mit den heutigen nicht mehr zu vergleichen. Dennoch: Die Ente, Citroëns legendäres 2CV-Modell, zuckelt seit 1939 durch die Strassen und wurde seitdem mehr als 5 Millionen mal gebaut. Sie hat bis heute einen Kultstatus erreicht, wie nur wenige andere Automodelle. Wer glaubt, die alten Wellblechkisten nähmen es heute nicht mehr mit den neumodischen, vollklimatisierten Turborennkarossen auf, der irrt gewaltig. Ob

eine Tour durch Amerika, ob die Stippvisite zum Nordkap, die Durchquerung der Sahara oder Ägyptens – dem Eindruck zum Trotz, sie würde in der nächsten Kurve ‚dann aber wirklich‘ umkippen, scheint die Ente unsterblich zu sein. Noch im Winter schaukelte eine zweimotorige Geländeente bei der Rallye Dakar über die Dünen und im Internet sind Videos zu finden, die belegen, dass ein moderner Land Rover ganz klar das Nachsehen hat. Die Ente ist der Beweis, dass auch ohne den technischen Vorsprung vieles nicht unmöglich ist. Und außerdem kommt man mit anderem Rezept sowieso besser an: einer ungeheuren Portion Charme.

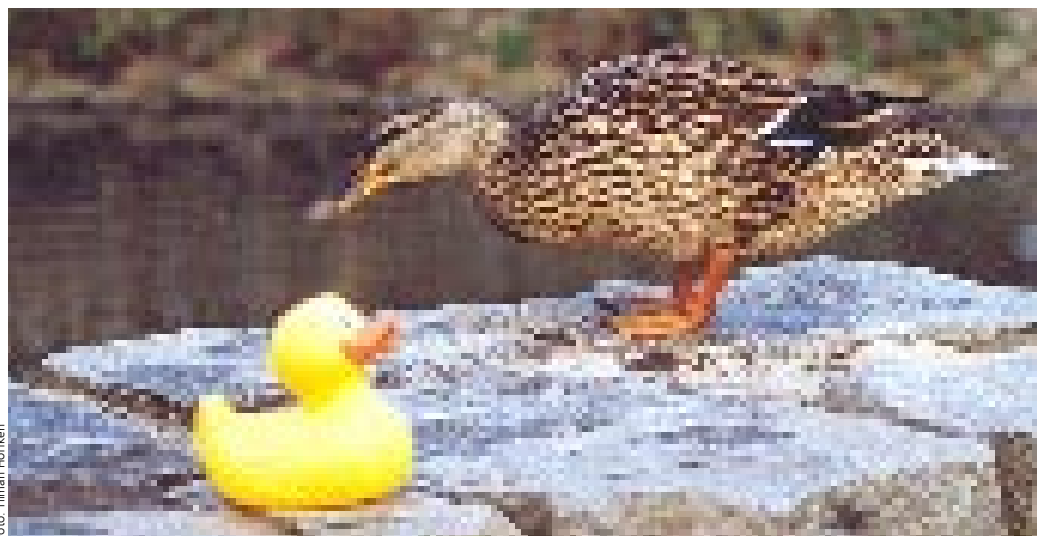


Foto: Timan Höfken

Ente braungebrannt

Tung Nguyen
tung@freihafen.org

Im April 1983 veröffentlichte der Stern mit großem Tamtam die geheimen Tagebücher Adolf Hitlers. Was der Stern zu diesem Zeitpunkt nicht wusste: es waren allesamt Fälschungen. Stern-Redakteur Gerd Heidemann trieb die Tagebücher bei ihrem Schöpfer Konrad Kujau auf – für 10 Millionen Mark. Der hatte behauptet, die Tagebücher in einem abgestürzten Flugzeug kurz vor Kriegsende gefunden zu haben, das Unterlagen aus dem Führerbunker in Sicherheit bringen sollte. 62 Bände, alle mehr oder weniger gut erhalten und mit den Initialen „FH“ versehen, „Führer Hitler“. Die Welt hielt den Atem an, man erhoffte sich, einen Einblick in Hitlers Gedanken zu bekommen. Doch die ganze Geschichte fand ein rasches Ende, als zehn Tage nach der Veröf-

fentlichung das Bundesamt für Materialprüfung feststellte, dass das Papier der Tagebücher erst nach dem Krieg hergestellt worden war. Kujau kam vor Gericht und gestand schließlich, alle Bände selbst geschrieben zu haben. Er wurde zu viereinhalb Jahren Haft verurteilt, Heidemann bekam vier Jahre und acht Monate. Nach seiner Entlassung wurde Kujau schnell wieder reich, diesmal aufgrund seines „Ruhmes“ ganz legal. Gerd Heidemann hingegen lebt heute von Sozialhilfe. Ein Band der legendären Fälschungen tauchte übrigens letztes Jahr auf einer Auktion in Berlin wieder auf, wo es für 6500 Euro anonym erworben wurde. Auch Fälschungen können ihren Preis haben.

Golden Brown und Amsterdamned

Zwanzig Jahre lang drogenabhängig sein. Gleichzeitig Iggy Pop und Janet Jackson interviewen und für Spiegel und Zeit schreiben. Und dann Bestsellerautor werden. Das geht nicht? Und wie das geht. Jörg Böckem ist der (über)lebende Beweis.

„Lass mich die Nacht überleben“ von
Jörg Böckem, dva, 2004



Ausbruch – Zeitschrift für den geistig-moralischen Niedergang“ hieß das Blatt, mit dem Jörg Böckems erstaunliche journalistische Karriere anfang. Was es mit dem Titel auf sich hatte? „Keine Ahnung, wahrscheinlich saßen wir total zugeknallt und betrunken am Küchentisch und haben wild durcheinander geschrien. Und wer am lautesten war, hat Recht behalten. Jeder hat damals gemacht, was er wollte: Comics gezeichnet, über Konzerte geschrieben, und wer dabei was mit wem getrunken hat... Dann haben wir vierhundert Exemplare kopiert, zusammengeheftet und den Leuten aufgeschwatzt.“ Sitzt man ihm nun gegenüber, ist es schwer vorstellbar, dass Jörg Böckem gut zwanzig Jahre lang wohl alle Drogen konsumierte, die auf dem Markt zu haben waren. Seine Geschichte hat ihren Anfang in Erkelenz, einem kleinen Dorf im Rheinland, in dem es nicht allzu viel zu tun gab. Mit 14 probierte er Hasch, dann LSD, vier Jahre später setzte er sich den ersten Druck. Von da an beherrschte das Heroin sein Leben: „Oft war ich so zugeknallt, dass ich während des Unterrichts mitsamt Tisch und Stuhl umfiel oder mich im Mülleimer erbrach, weil ich es nicht mehr bis zur Toilette schaffte.“ Damit das Geld für den eigenen Rausch reichte, fing er an zu dealen. Und da die holländische Grenze in bequem erreichbarer Nähe war, wurden Fahrten nach Amsterdam zur festen Routine – bis

die Polizei ihn und seine Freunde in Amsterdam erwischte und kurzerhand in den Knast steckte. Eine Woche drauf holte der geschockte Vater seinen – mit einigem Glück freigesprochenen – Sohn ab: „Hast du nur für eine Sekunde darüber nachgedacht, dass du dein Leben ruinierst?“ Die folgenden Jahre waren gespickt mit Entzugsversuchen, dazwischen Gelegenheitsjobs mit einer Bandbreite von Waldarbeiter bis Aktmodell. Mit 24, nach der ersten Therapie, machte Jörg Böckem ein Volontariat bei der Zeitschrift „Tempo“ und erhielt danach regelmäßig Aufträge, etwa von der Süddeutschen Zeitung. Die Normalität, die sich in dieser Zeit eingestellt hatte, löste sich dann ganz plötzlich wieder in Luft auf. Fast dreißig und im Liebeskummer einer frischen Trennung kam ihm am Neujahrsmorgen 1996 das geordnete Leben plötzlich unendlich fade vor. Nach fünf drogenfreien Jahren nahm seine Sucht nun immer extremere Formen an; das Schreiben war das Einzige, was kurzzeitig Ablenkung bot und dazu zwang, halbwegs nüchtern zu sein. Bald arbeitete er als Pauschalist für Spiegel und Zeit. Vor Interviews mit Janet Jackson, Wim Wenders oder dem Ex-Junkie Iggy Pop setzte er sich einen Druck, lange Pulloverärmel verdeckten die völlig zerstochnen Handgelenke. Sein mittlerweile gutes Gehalt finanzierte die braune Flüssigkeit – 500 Mark täglich. Kurz vor einer weiteren Drogentherapie fragte der Ressortleiter beim Spiegel, der als einer der wenigen von diesem Doppelleben wusste, ob Jörg nicht genau darüber einen Text für das Magazin schreiben wolle. „Wenige Monate später erschien der Artikel, damals noch anonym, im Spiegel. Am gleichen Tag rief die Deutsche Verlags-Anstalt an.“ Seinen faszinierend-erschreckenden Lebensweg hat Jörg Böckem in „Lass mich die Nacht überleben“ * zu Papier und an die Öffentlichkeit gebracht. Geradezu nüchtern formuliert führt er den Leser von dem Büro beim Spiegel, in dem er gerade sein Heroin aufkocht, durch die Wüste, durch Drogenexzesse und Entzüge, um schließlich doch noch in „der schönsten Stadt Deutschlands“ ohne Sucht sein Glück zu finden.

Mit FREIHAFEN plauderte ein entspannter Jörg Böckem über Lebenseinstellung, Zukunftspläne, Jugend und eine zickige Meg Ryan.

Wie haben Kollegen auf die Veröffentlichung deines Buches reagiert?

Sehr positiv – Anfangs hatte ich Angst, mit dem Buch beruflichen Selbstmord zu begehen. Glücklicherweise ist das nicht passiert. Ich habe auch einige Kollegen gefragt, ob sie nicht irgend etwas vermutet haben. Manchen ist es schon aufgefallen, dass ich nie in den Mittagspausen mit in die Kantine ging. Die dachten aber, ich hätte eine Essstörung. Und unsere Sekretärin war überzeugt, ich sei spielsüchtig, weil ich immer spätestens am Zweiten des Monats mit dem Satz „Wann kommt mein Geld?“ am Telefon hing. Aber auf Junkie ist keiner gekommen.

Welche Bedeutung hatten Drogen in deiner Jugend?

Wir waren vielleicht die letzte Generation, die Drogen noch bewußt eingesetzt hat: Erst zur Bewußtseinsweiterung, der ganze Hippie-Kram, dann zur Verweigerung und Abgrenzung in meiner Punk-Phase – für mich waren Drogen lange Teil eines Lebenskonzeptes. Aber in den letzten Jahren hab ich immer mehr Süchtige kennengelernt, denen es nicht um mehr Erfahrungen ging, sondern nur noch darum, breit zu sein und nichts mehr mitzukriegen.

Wir müssen uns schon während der Schulzeit über unseren - nicht vorhandenen - potentiellen Job den Kopf zerbrechen. Wie sah das nach deinem Schulabschluss aus?

Ich hatte damals keine Ahnung, was ich werden wollte – aber ich hatte auch nicht das Gefühl, dass ich das wissen muss. Ich dachte, ich kann doch alles machen, was ich will, und jetzt will ich erst mal ein paar Jahre Spaß haben. Und wenn ich dann noch am Leben bin, krieg ich schon irgendeinen Job. Heute ist es wohl eher ein nicht-genau-wissen-wohin, das die Jugend lähmt.

Dein Buch wurde bereits als Theaterstück aufgeführt. Wie hast du dich dabei gefühlt?

Das war schon seltsam. Natürlich war es eine Adaption meiner Lebensgeschichte – es gab Momente, die mich sehr bewegt haben und mit anderen konnte ich gar nichts anfangen. Eigentlich bin ich auch kein großer Theater-Freund. Aber insgesamt war es doch sehr spannend – es kann sogar sein, dass das Stück nach Hamburg

kommt. Außerdem ist gerade das Hörbuch* rausgekommen, gelesen von Alexander Scheer [„Sonnenallee“]. Er liest wirklich großartig. Obwohl ich jeden Satz des Buches kenne hat es mir großen Spaß gemacht, ihm zuzuhören.

Wie soll die Zukunft aussehen?

Erstmal muß ich mein zweites Buch fertig schreiben. Und danach wahrscheinlich als Co-Autor das Drehbuch, die Bavaria hat die Filmrechte optioniert. Und dann, in den nächsten Jahren, möchte ich unbedingt Kinder. Beruflich hoffe ich natürlich, dass die Arbeit für Spiegel und Zeit weiter läuft, die Interviews machen großen Spaß. Auch wenn manchmal Arschlöcher dabei sind, bei denen ich denke: „Eigentlich müsste ich Schmerzensgeld dafür kriegen, dass ich mit dir rede“

Wer fällt dir da spontan ein?

Meg Ryan zum Beispiel, eine totale Zicke. Aufgesetzte Hollywood-Scheiße ist das. Es gibt aber auch ganz andere Diven: Musiker, die mit dir ausschließlich über den dritten Akkord im zweiten Stück auf ihrer neuen Platte reden wollen – was natürlich keinen normalen Menschen interessiert. Der Albtraum sind in der Regel die Manager der großen Stars, die sich für enorm wichtig halten und absurde Vorgaben machen. Die Künstler selbst sind dann meist erfreulich freundlich. Ich bin auch schon angenehm überrascht worden: Brad Pitt etwa, von dem ich dachte, er wäre der Langweiler schlechthin, war total freundlich und aufrichtig.

Sarah Benecke
sarah@freihafen.org



Foto: Fabian Hammerl

Silvio Berlusconi - vom Bauunternehmer zum Medienpaten

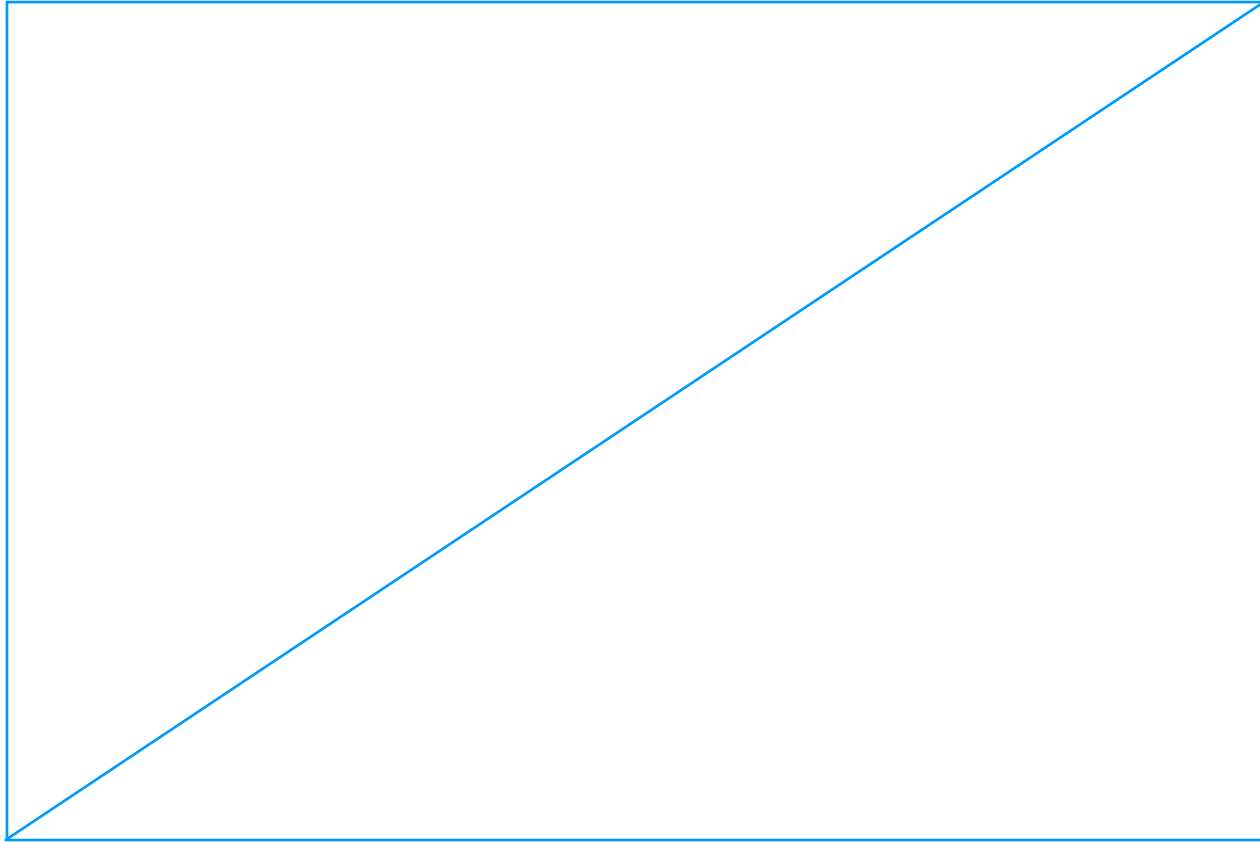


Foto: wegen Copyright nur in der Printausgabe verfügbar

sidenten. Eine beispiellose Medienkampagne zu Gunsten der Partei wurde ins Leben gerufen - mit Erfolg. Doch Berlusconis Regierung zerstritt sich schnell und brachte keinen politischen Erfolg. Gleichzeitig leitete die Staatsanwaltschaft Ermittlungen gegen ihn ein, wegen Verdachts auf Steuerhinterziehung, Bestechung und Korruption. Nach dem Wahlsieg nutzte Berlusconi seine Macht, um Missstände in der italienischen Justiz zu bekämpfen. Vor allem die, die ihn selbst betrafen. Und die Liste der Wohltaten Berlusconis für sich selber geht weiter: Durch das Einsetzen enger Vertrauter an die Spitze der staatlichen Fernseh- und Rundfunkanstalten ist seine Mediendominanz weiter gewachsen. Die Synthese von Staat und Presse ist vom Albtraum zur

Realität geworden. Außenpolitisch machte sich Berlusconi nach dem 11. September, vor allem in arabischen Staaten, unbeliebt:

„Wir müssen uns der Überlegenheit unserer Zivilisation bewusst sein [...]. Der Westen wird weiterhin Völker erobern, so wie es ihm gelungen ist, die kommunistische Welt und einen Teil der islamischen Welt zu erobern, aber ein anderer Teil davon ist um 1.400 Jahre zurückgeblieben. Die westliche Gesellschaft hat Werte wie Freiheitsliebe, [...], die sicherlich nicht zum Erbgut anderer Zivilisationen, wie der islamischen, gehören.“

Letztlich konnte seine Medienmacht die ständigen politischen Fehler nicht ausbügeln. Egal ob Irakkrieg oder diplomatische Krisen wie etwa der Vergleich eines Europaabgeordneten mit einem KZ-Wärter, die Italiener haben anscheinend die Nase voll von ihrem Medienpaten und zeigten ihm dies auch bei den letzten Kommunalwahlen, wo die „Forza Italia“ einen gewaltigen Stimmeneinbruch zu verzeichnen hatte. Mittlerweile hat sich die Geschichte wiederholt und die Koalition Berlusconis befindet sich in einer tiefen Krise. Letzten Endes gewinnt eben immer die Staatsmacht, von der alle anderen Mächte ausgehen: Das Volk.

Tung Nguyen
tung@freihafen.org

Als Montesquieu vor über 200 Jahren die Gewaltenteilung ins Leben rief, konnte er nicht wissen, dass die Medien einmal zur 4. Staatsgewalt aufsteigen würden. Der Fall des italienischen Ministerpräsidenten Berlusconi zeigt, wie gefährlich die Vereinigung von Politik und Medien sein kann.

Der 1936 in Mailand geborene Sohn eines Bankangestellten begann seine Karriere 1961, nachdem er sein Jura-Staatsexamen abgelegt hatte. Nach der Gründung eines erfolgreichen Bauunternehmens trat er 1978 in die Geheimorganisation eines Mussolini-Anhängers, Propaganda Due, ein, die einen „Weißen Staatsstreich“ plante und an mehreren Terroranschlägen in Italien beteiligt war, bis sie 1982 aufgeflog. Er leugnete seine Mitgliedschaft und wurde verurteilt, kam aber nach einer allgemeinen Amnestie wieder frei. Durch großzügige Kredite einiger Banken, geführt von P2-Mitgliedern, erweiterte Berlusconi sein Engagement in der Me-

dienbranche. Ende der 80er kaufte er nun auch noch den größten italienischen Buch- und Zeitschriftenverlag, Italiens größte Kaufhauskette, den AC Milan und Firmen im Versicherungs- und Bankenbereich. Doch sein wichtigstes Standbein blieben die Medien. 75 Prozent der privaten Fernsehsender und 60% der Printmedien werden von ihm kontrolliert. Die nationale Kritik an seinem Schaffen dürfte damit verstummt sein. Nachdem er zum reichsten und einflussreichsten Mann in der Wirtschaftswelt Italiens aufstieg, wandte sich Silvio Berlusconi 1993 der Politik zu. Er gründete die „Forza Italia“ und kandidierte im März 1994 für den Posten des Ministerprä-

Entenangler

Bogdan ist Entenangelmann am Hamburger Dom. Ein besonderes Verhältnis hat er nicht zu Enten. „Ich arbeite hier. Hat meine Chefin eingeteilt.“ Allerdings hat er auch nichts dagegen den ganzen Tag zwischen roten, grünen und gelben Plastikenten zu verbringen. „Nein, das nervt nicht...nur manche Leute nerven.“ Zum Beispiel lästige FREIHAFEN-Redakteure, die ihm blöde Fragen zum Thema Enten stellen, wie er auf Nachfrage zugibt. Ich solle doch lieber mal was gewinnen. „Ist besser wie Lotto, hier gewinnen.“ Da mein Bedarf an Miniplüschtieren und Plastikschrött leider gedeckt ist, lasse ich Bogdan schließlich mit seinen Enten alleine. Wenn er sich langweilt, kann er ja immer noch seinem Hobby nachgehen: Entenangeln.

Anne Spies
annespies@freihafen.org



Foto: Anne Spies



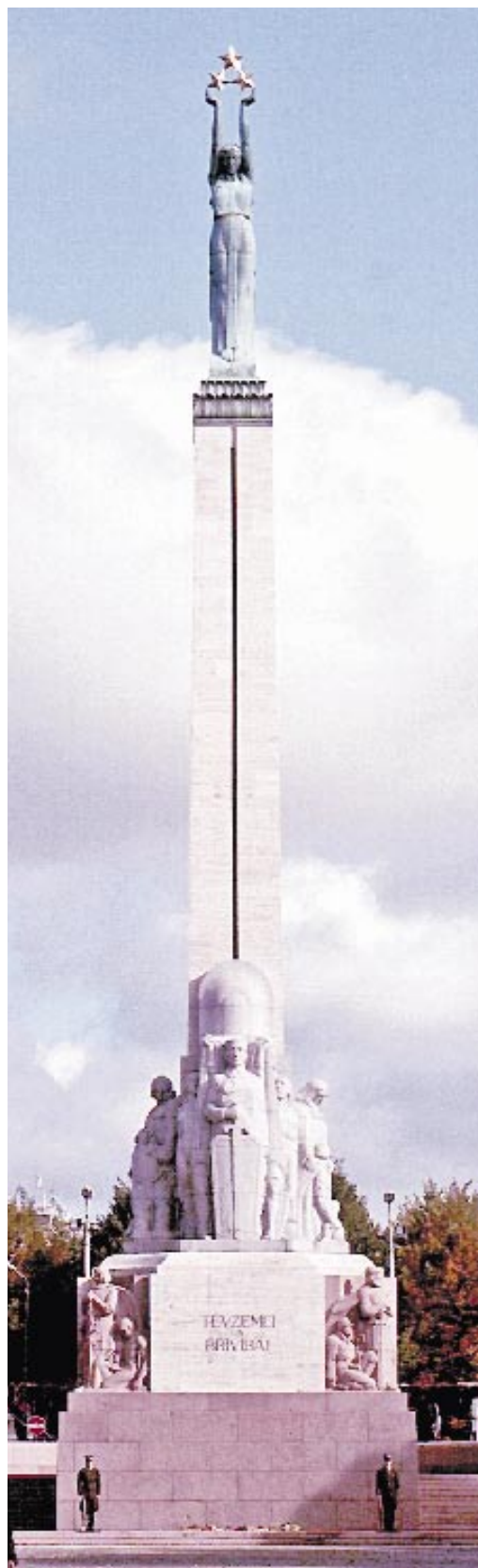
Foto: Wolfgang Denzler

Entenesser

Regina Baltrusch serviert im „Peking“, dem ältesten Chinarestaurant Hamburgs. Zu Enten hat sie ein zwiespältiges Verhältnis. Früher hatte sie mal eine im Gartenteich mit 10-12 Jungen. Das war Krach ohne Ende und das Ende aller Pflanzen im Teich. Entengeangelt hat Regina zwar „gerne, aber erfolglos“ und bei der einzigen Fahrt in einer Ente hatte sie die ganze Zeit das Gefühl das Ding würde gleich umkippen. Wohler fühlt sie sich da in Gesellschaft einer restauranteigenen Pekingente: „Sie sind super knusprig, nicht so fett und werden im Hause verarbeitet und gewürzt.“ Zubereitet werden nur echte Englische Cherry Valley Flügenten. Seit 1968 wissen die auch zahlreiche Prominente Gäste zu schätzen. Im Gästebuch trifft man auf die Fußballspieler von den Devils, Nena, Roger Kusch, Otto, der seine Ottifanten schon vor Veröffentlichung hier verewigte, und zahlreiche Musiker und Schauspieler. Auch Ole von Beust ist hier Stammgast, auf Enten steht der allerdings nicht.

Anne Spies
annespies@freihafen.org

Liegt das nicht in Russland?



Nach einem halben Jahrhundert der Sowjetherrschaft hat Lettland innerhalb von fünfzehn Jahren eine politische Wende vollzogen, die einiges an Konfliktpotential mit sich bringt.

Das schmeckt ja komisch“, sagt Evita und stochert etwas skeptisch in ihrer Portion Ente süß-sauer herum. Ihre Freundin Liga zeigt auch nicht viel mehr Begeisterung über die erste Kost beim chinesischen Schnellimbiss; sehr gewöhnungsbedürftig, das Ganze. Bis nach Lettland ist die Asien-Welle, die uns vor einiger Zeit überschwemmte, also noch nicht vorge-drungen. Vielleicht musste da erstmal die Flut russischer Einflüsse ablaufen: Seit 1991 sind die baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen unabhängig. Eine Tatsache, die erschreckenderweise an einigen unserer Landsleute vorübergegangen zu sein scheint. Auf die Frage, welche denn die beste Verbindung sei nach Riga, der lettischen Hauptstadt, runzelt die Frau im Reisebüro die Stirn: „Lettland? Liegt das nicht in Russland?“ Nein, gute Frau, seit fünfzehn Jahren nicht mehr.

Allerdings sind die Bindungen an die ehemalige Besatzungsmacht immer noch zahlreich. Schon deshalb, weil etwa 30 Prozent der Einwohner russischer Abstammung sind. Und die sprechen oft gerne ihre Muttersprache, statt sich mit dem - nicht ganz einfachen - lettisch herumzuplagen. Man versteht sie ja auch so. Damit machen sie sich aber bei den Letten

kaum beliebt: „Wenn sie hier leben wollen, müssen sie auch die Landessprache sprechen“, findet Evita Rutka (links im Bild), 19, die in einer Stadt nahe Riga Internationale Kommunikation studiert. „Ich habe auch etliche russische Studienfreunde und könnte mich mit ihnen auf russisch unterhalten. Aber sie wollen lettisch sprechen. Eine ganze Reihe ihrer Landsleute will das nicht.“ Bis vor kurzem war es ohnehin nicht unbedingt notwendig – genug Schulen unterrichteten ausschließlich in russisch. Nach dem neuen Schulgesetz, welches das Parlament im September letzten Jahres verabschiedete, muss nun aber 60 Prozent des Unterrichts auf lettisch geführt werden. Dieser Beschluss zog die größte Protestdemonstration seit der Unabhängigkeit nach sich: 30 000 Menschen gingen auf die Straße, um ihren Unmut kundzutun. Den bekam Liga (Mitte) auch gleich nebenan zu sehen: „In unserem Viertel wohnen viele Russen – da hingen damals Transparente mit „Keine Reform!“ aus den Fenstern heraus.“ Geändert hat es nichts.

„Ich glaube, der Konflikt hat sich seit der Reform immer mehr verschärft“, kommentiert die andere Evita (rechts im Bild) die Beziehungen zu Russland.

Verwunderlich ist das nicht. Nachdem Lettland in den zwanziger und dreißiger Jahren zu einer recht wohlhabenden Republik herangereift war,

Das Land hat sich politisch um 180 Grad gedreht

beendete der Molotov-Ribbentrop-Pakt diese Phase ebenso schnell, wie sie angefangen hatte. 1940 rückte die Rote Armee vor und machte das Land zu einem Anhängsel der Sowjetunion. Kaum ein Jahr später wurde es von Hitlers Armee überrannt, die Napoleons Truppen im Ausmaß ihres Scheiterns in Russland jedoch in nichts nachstehen sollte. Nach einer erbitterten Rückeroberung wurde 1944 schließlich der lettische Anschluss an die Sowjetunion erzwungen. Auch in den Nachkriegsjahren wurden noch tausende Letten nach Sibirien verschleppt und umgebracht, durch gezielte Umsiedlungen sollte das Land zudem „russifiziert“ werden: Die Letten wurden fast zur Minderheit in der eigenen Heimat. Über fünfzig Jahre dauerte die sowjetische Herrschaft an; russisch war erste Landessprache, die das öffentliche Leben dominierte, lettisch lediglich zweite. An den meisten Schulen wurde auf russisch unterrichtet, die Presse wurde gnadenlos zensiert und die Wirtschaft ging den Bach herunter. Öfter sei ihre Mutter um drei Uhr nachts aufgestanden, um ein Möbelstück zu ergattern, erzählt Evita R.: „Und dann hat sie den halben Tag in der Warteschlange gestanden.“ Was die Unterdrückung aus ihrem Land gemacht hat, haben die Menschen längst nicht vergessen. Trotzdem wollte die lettische Präsidentin Vaira Vike-Freiberga am 9. Mai nach Moskau reisen, um an der sogenannten „Siegesfeier“ zum Ende des zweiten Weltkrieges teilzunehmen. Obwohl eine große Zahl der Bevölkerung dagegen war. Allerdings kam sie wohl nicht zum Fei-

ern: „Wir könnten mit Erleichterung des Sturzes des Naziregimes gedenken, aber der Gedanke, dass uns die Rote Armee 1944 und 1945 befreit hätte, ist völlig inakzeptabel“ sagte sie vor kurzem im Interview mit der österreichischen Tageszeitung „Die Presse“. Als die baltischen Staaten 1991 selbstständig wurden, bildete sich mit einer feiernden Menschenkette, die alle drei Hauptstädte verband, auch ein neues Gefühl von Nationalstolz und Patriotismus. Dieses hatte Auswirkungen auf die gesetzlichen Regelungen, insbesondere die der lettischen Staatsbürgerschaft. Die 50.000 Menschen, die innerhalb der letzten zehn Jahre den lettischen Pass erhielten, mussten zuvor einen Sprach- und Geschichtstest absolvieren und außerdem die Nationalhymne kennen. Kritik an dieser strengen Regelung kam vor allem aus Moskau: Die russische Minderheit werde dadurch unterdrückt. „Ein Junge aus Russland fragte mich einmal, ob Russen in Lettland überhaupt Rechte haben. Das russische Fernsehen hatte ihm anscheinend ein völlig falsches Bild vermittelt.“, erzählt Evita etwas empört. Einige russische Fernsehsender drehten Tatsachen demnach gern ein wenig so, dass stets die Letten das schlechtere Bild abgaben. Letztes Jahr, als Lettland ein Teil der Europäischen Union wurde, war ihre kritische Haltung nicht zu übersehen. Vielleicht fürchtet Russland

- jetzt besonders - einen Verlust an Einfluss? „Lettisch ist die einzige offizielle Landessprache, aber die Russen hätten es gerne, dass russisch die zweite wird.“, meinen die drei Mädchen im Konsens. Die Schulreform, der EU- und der NATO-Beitritt dürften diese Hoffnung endgültig zerstreut haben. Das Land an der Ostsee, das nicht viel mehr Einwohner hat als Hamburg, hat sich politisch um 180 Grad gedreht. Von totaler Ost-Abhängigkeit zu fortschreitender West-Integration. Deutschland und Großbritannien sind die wichtigsten Exportmärkte, das Wirtschaftswachstum ist eins der höchsten in Europa. Trotzdem ist Lettland noch am Beginn seiner Entwicklung: Das BIP liegt gerade mal bei 35 Prozent des europäischen Durchschnitts, die Menschen haben im Monat etwa 200 Euro in der Tasche. Oft müssen sie zwei oder drei Jobs annehmen, damit das Geld reicht. Und: „Um einen guten Job zu ergattern, muss man auf jeden Fall russisch und englisch sprechen können.“, erklärt Evita. Die Generation ihrer Eltern musste die ehemalige erste Landessprache beherrschen – heute ist sie beinahe obligatorisch für jede Bewerbung. Liga und die beiden Evitas vermuten jedoch, dass die kommenden Generationen mit der zunehmenden Westorientierung nicht mehr so gut russisch sprechen werden. Aber dafür vielleicht die Russen in Lettland besser lettisch?

Sarah Benecke
sarah@freihafen.org

Die Letten wurden zur Minderheit in der eigenen Heimat



Fotos: Wolfgang Denzler

Wild und anarchistisch

Anne Spies
annespies@freihafen.org

Ein wenig exotisch wirken sie schon. Und irgendwie fehl am Platz. Direkt gegenüber von Blohm und Voss, zwischen hochwertigen Neubauten leuchtet Hamburgs wohl berühmtestes Politikum in orange-rot und hellblau.



Fotos: Anne Spies

Die Häuser der Hafenstraße, ausgestattet mit einer der exklusivsten Aussichten Hamburgs, waren als Hochburg alternativ-anarchischer Hausbesetzer in den achtziger Jahren immer wieder von der Polizei umlagert. Es wurde gedroht, geräumt und taktiert – die Hafenstraßenbewohner blieben und von Dohnanyi ging. Der Häuserkampf in der Hafenstraße ging auf eine in den siebziger Jahren entstandene Bewegung zurück, die durch die Besetzung von leerstehendem Wohnraum gegen spekulativen Leerstand und Wuchermieten protestierte. Die Besetzer grenzten sich bewusst von gesellschaftlichen Normen ab und probierten, alternative Formen des Zusammenlebens zu entwickeln. „Eine Front gegen Sanierung, Faschismus und Bullen“ wie es früher auf der Wand eines Hauses zu lesen war. Die Bildzeitung schrieb Anfang der 70er Jahre entrüstet über Hausbesetzungen in St. Georg und Altona: „Seit über einer Woche halten Maoisten und Rocker ein Haus besetzt, in dem kein normaler Mensch mehr hausen kann.“ Der Präsident des BKA Zachert bezeichnete die Besetzungen als „Höchstform der organisierten Kriminalität“. Für zahlreiche junge Leute war die Hafenstraße soziales Zentrum und Anziehungspunkt. Sie gaben ihr Leben und Inhalt. „Man traf sich, es fanden Punkrock-Konzerte statt. Orte wie die Flora, linke Szenekneipen und Cafés gab es damals noch nicht. Eine richtige Subkultur entstand.“, erzählt Ruth, die seit 1989 dabei war. „Wild und anarchistisch“ ging es zu. Jeder konnte kommen. „Die Häuser standen leer und Leute begannen sich einzunisten. Leute, die sich keine Wohnung leisten konnten oder Jugendliche, die von ihren Eltern weg wollten. Sogar aus Kaltenkirchen kam eine Gang hierher.“ Seit Silvester 1981 schritt die Besetzung voran. Dabei hatten zu diesem Zeitpunkt schon ein Kaffekonzern und ein Großverlag ihre Augen auf das Filetgrundstück am Elbhang geworfen. Taktisch geschickt brachten die BesetzerInnen pünktlich zu den Bürgerschaftswahlen die



schleichenden Besetzungen an die Öffentlichkeit, um nun die Auseinandersetzung um Mietverträge zu führen. Die Eigentümerin der Häuser, die städtische Wohnungsbaugesellschaft SAGA, stellte sofort einen Strafantrag. Die Häuser wurden von der Polizei geräumt. Doch die Bewohner gaben nicht klein bei und zogen unmittelbar nach der Räumung erneut ein. Ein Gutachten, das den guten baulichen Zustand aller Häuser bescheinigte, bewog den Senat schließlich, einer Erhaltung der Häuser zuzustimmen. Bei wiederholten Hausdurchsuchungen wurden jedoch immer wieder illegale Bewohner aufgespürt und festgenommen. Teilweise wanderten sie für Monate in den Knast. Diese Taktik der polizeilichen «Nadelstiche» - Hausdurchsuchungen, Teilräumungen, Zerstörungen von Inventar - gehörte fortan zum Alltag. Im Juli 1983 stellte der Senat sein erstes Ultimatum: Wenn bis zum Jahresende keine „eindeutigen Rechtsverhältnisse“ geschaffen seien, d.h. Mietverträge abgeschlossen würden, werde geräumt. Den Besetzern blieb nichts anderes übrig, als einem auf drei Jahre befristeten Mietvertrag zuzustimmen. Das ging solange gut, bis die Stadt auf die Idee kam, die gesamte Hafengegend bis zu den Feierlichkeiten zum 800. Hafengeburtstag 1989 umzugestalten, inklusive dem Abriss aller besetzten Häuser. Die gegenseitigen Provokationen gingen weiter. Einige Bewohner zahlten keine Miete und Stromrechnungen mehr, die HEW stellte den Strom ab, die Bewohner verbarrikadierten sich und zapften Strom bei den Nachbarhäusern. Bauprüfer der SAGA drangen unter Polizeischutz in die Häuser ein, um die Unbewohnbarkeit fest-

In den meisten Medien galten sie als Terroristen, Chaoten, bestenfalls Punks

zustellen. Polizisten zerstörten Treppengeländer und Elektroinstallationen. Bei weiteren Untersuchungen stellte sich die Falschheit des Gutachtens heraus, doch die Kämpfe gingen weiter. Der Leiter des Hamburger Verfassungsschutzes charakterisierte die Bewohner als „Lumpenproletariat“ und vermutete RAF-Verbindungen. In den meisten Medien galten die Hafensträßer als Terroristen, Chaoten, bestenfalls Punks. Im Oktober 1986 räumten 500 Polizisten 13 Wohnungen. Hamburgs Linke war empört. Es folgten Solidaritätsdemonstrationen mit bis zu 3000 Mitgliedern, militante Aktionen im gesamten Hamburger Stadtgebiet und eine Wahlschlappe für die SPD. Prominente Unterstützer der Hafenstrasse versuchten nun zwischen Senat und Bewohnern zu vermitteln. Der Millionenerbe Jan Philipp Reemtsma bot an, die Häuser zu kaufen und einer GmbH zu überschreiben, ohne Erfolg. An einer großen Demonstration zum Erhalt der Hafenstrasse am 31. Oktober beteiligten sich tausende Menschen aus dem gesamten Bundesgebiet, etliche davon in schwarz, ausgerüstet mit Sturmhelmen oder Helmen. Es wurden Barrikaden gebaut, Gräben aufgerissen und Stacheldraht verlegt. In letzter Minute verhinderte von Dohnanyi die Eskalation durch eine persönliche Garantieerklärung. „Die Provokateure, die Herausforderer, die Grenzüberschreiter sind unentbehrliche Partner jeder Ordnungsmacht, die dauerhaft Frieden bewahren will“, so seine Ansicht. Ein „Verein Hafenrand“, schloss Pachtverträge ab. Kurz danach trat von Dohnanyi als Bürgermeister zurück. Als Nachfol-

Hausdurchsuchungen, Teilräumungen und Zerstörungen von Inventar gehörten fortan zum Alltag

ger trat Henning Voscherau mit dem Versprechen an, die Hafenstraße endgültig aufzulösen. Nach zahlreichen missglückten Räumungen und Verhandlungen mit prominenten Unterstützern folgte jedoch ein radikaler Kurswechsel. „Der Staat hat sich als unfähig erwiesen, den Konflikt zu lösen“, traf Senator Mirow den Nagel auf den Kopf. Eine Genossenschaft „Alternativen am Elbufer“ übernahm die Häuser zu einem „politischen Preis“ und sorgte nun endgültig für Ruhe am Elbufer. Heute wohnt man hier für sechs Euro pro Quadratmeter. Nicht mehr nur junge Leute, viele haben schon ihre eigenen Kinder. Dazwischen ein paar alte Omis, die die Besetzung stillschweigend überdauert haben. Noch immer finden regelmäßige Versammlungen zur Renovierung und Finanzierung der Häuser statt. Die Gemeinschaft funktioniert hier noch, wenn auch nicht immer alle einer Meinung sind, wie Frank, ein freiberuflicher Comicmagazinredakteur, erzählt. In der „Volxxküche“ in der Nummer 116 wird regelmäßig für alle gekocht, es sei denn, die Köche haben gerade keinen Bock. Hin und wieder sorgt ein provozierendes Transpi, offene Solidaritätsbekundungen mit Bambule, die Besetzung des Hafenkranenhauses oder die Einzäunung einer Grünfläche als Garten für Aufregung. Sogar „Die Welt“ sieht in der ehemaligen „düsteren Autonomenhochburg“, nur noch „freundliche gestrichene Häuser des Bürgertums“. Nicht mal mehr für Touristenbusse sind die Häuser interessant, geschweige denn für Politiker. Was bleibt, ist ein Stück bewegte Hamburger Geschichte und ein paar bunte Häuser.





© Thái-Công Quách, „Sweet Dreams“, Hamburg 2003

Bilder im Kopf. Augenblicke. Haltestellen.

Wer in den letzten Tagen ein wenig aufmerksam durch unsere Stadt gelaufen ist, dem müsste etwas aufgefallen sein: Von April bis Juni dreht sich in den großen Museen, in zahlreichen Galerien und sonstigen Ausstellungsräumen der Stadt alles um die Fotografie. Ob sich der Aufwand um die dritte Triennale gelohnt hat, hängt jedoch vor allem von der erreichten Resonanz bei den möglichen Besuchern ab.

Das Programm von April bis Juni zeigt eine so vielfältige Bildersammlung, dass selbst für den größten selbsternannten Freak etwas dabei sein dürfte. Wer will, kann sich mit afrikanischen Masken beschäftigen, die Hamburg Freezers bestaunen oder versuchen, die Ästhetik von Speichersystemen nachzuvollziehen. Ob für den politisch, historisch, touristisch oder einfach nur „künstlerisch“ Interessierten – es scheint eher schwierig, sich bei diesem (Über)Angebot das Passende herauszusuchen. Der Einsatz jedoch lohnt sich, da man in diesen zwei Monaten die Gelegenheit hat, die unterschiedlichsten Auseinandersetzungen mit Fotografie als Medium, Dokument, vor allem aber als Kunst kennen zu lernen.

Einige Aufmerksamkeit verdient hierbei die Eröffnung des Hauses der Photographie, das als Museum und gleichzeitig Archiv mehrerer riesiger Sammlungen in Zusammenarbeit mit

den Deichtorhallen sicherlich ein interessanter Treffpunkt für Laien, Wissenschaftler und Künstler sein kann. Ausstellungsauftritt bildet die Munkácsi-Respektive, die zusammen mit „Begierde im Blick“ in der Kunsthalle bis jetzt am meisten Lob eingeheimst hat.

Doch wie die in der Überschrift des Artikels zitierten Titel von einigen kleineren Ausstellungen zeigen, wären es diese bestimmt wert, mit ein bisschen mehr Wagemut zur Entdeckung bedacht zu werden. Wer sich nicht wenigstens ein bisschen im Gewirr der kleinen Galerien und Künstlergruppen umguckt, verpasst eventuell das Beste.

Dem, der sich gar nicht in geschlossene Räume begeben will, kann man nur empfehlen, einen Spaziergang in Richtung Hafencity zu machen oder einen Blick auf die Hoheluftbrücke zu werfen. Bei ersterem gibt es Porträts von Hamburger Nonnen und Mönchen zu sehen, bei

zweitem darf man mit interessanten Plakaten rechnen. Außerdem gibt es noch zahlreiche Begleitveranstaltungen zu theoretischen aber auch praktischen Fragestellungen und einige Fotowettbewerbe für Schüler und alle anderen ambitionierten Photographen.

Dank dem Engagement einiger motivierter Organisatorinnen hat sich etwas entwickelt, das glücklicherweise auch viel Raum für ungewöhnlichere Blickwinkel lässt.

Weitere Infos gibt es auf www.freihafen.org sowie in zahlreichen Museen und Galerien. Karten für alle Veranstaltungen kann man im Haus der Photographie von 11.00 bis 17.00 Uhr kaufen. Für Jugendliche bzw. Schüler und Studenten gibt es Ermäßigungen.

Lara Dietrich
lara@freihafen.org

Rauschgift im Rassenkampf - Hamburgs swingin' Antifa

Oskar Piegsa
oskar@freihafen.org

Halbstarke, Hippies, Mods, Punks, Raver – Jedem Jahrzehnt rechnen wir eine eigene Jugendkultur zu. Alle zehn Jahre sehen wir Sex, Drugs, Rock'n'Roll und anti-autoritäre Umtriebigkeit zeitgemäß remixed.

Dem unglücklichen Umstand, dass der retrospektive Blick dabei selten über die größte Zäsur deutscher Geschichtsschreibung hinausgeht, begegnet das Berliner Archiv der Jugendkulturen mit einer neuen Publikation: In dem Buch „Swing Kids“ recherchiert Jörg Ueberall Leben, Leiden und Leidenschaft Vorkriegsjugendlicher, die sich der Nazi-Norm widersetzen. Sein Weg führt ihn dabei durch Uhlenhorst und Flottbeck, über Cafés am Grindel bis in den Alster-Pavillon und das Curiohaus.

Vor allem Jugendliche aus Kaufmannsfamilien waren es in den frühen 30er Jahren, die liberal erzogen und wohlhabend genug, sich Grammophone leisten zu können, dem Swing verfielen. Sie wurden zu der wohl ersten deutschen Subkultur, die sich über ihre Musik definierte. „Wir waren nicht sonderlich politisch“, gesteht ein Swing Boy, aber das war ja auch gar nicht nötig. Reichte es doch, sich für britische Kleidung, ausschweifende Parties und eine Musik zu begeistern, die so erfrischend undeutsch war, dass ihr eine friedliche Koexistenz mit der Normkultur des NS-Regime nicht lange vergönnt blieb. Der naive Hedonismus der Swing Kids wurde bald zwangsweise zur Subversion, denn, wie Herbert Marcuse erkannte: „Anarchische Genussmenschen sind für jede heroische Domestizierung verloren.“ – Oder, im anti-intellektuellen Nazisprech: „Der Swingbazillus ist Rauschgift im Rassenkampf“.

Zu öffentlich gehörter „Negermusik“, langen Haaren und „entartetem Tanzen“ gesellten sich mit zunehmender Repression durch die Regierung auch handfeste Widerstandsaktionen: Die Mitgliedschaft in BDM und HJ wurde verweigert, Pamphlete verbreitet, GeStaPo Kommissare verprügelt. Und schließlich rund 400 Swing Kids allein in Hamburg verhaftet, mindestens 70 in Konzentrationslager deportiert. Als politische Gefangene. Wegen „Anglophilie“.

Leben, Leiden und Leidenschaft Vorkriegsjugendlicher, die sich der Nazi-Norm widersetzen

Ueberall lässt seinen Protagonisten viel Platz für Erzählungen. Es ist packend und rührend zugleich, in der Sprache heute über 80-jähriger berichtete Geschichten von Sex, Schlägereien und illegalen Parties zu lesen, die für sich genommen schon recht beeindruckend sind und im Kontext des Nationalsozialismus, in dem jede individuelle Aktion einen Anschlag auf die Allgemeinheit darstellte, fast unglaublich klingen.

Zwar versprüht „Swing Kids“ streckenweise den Charme einer Magisterarbeit, zwar verheddert sich Ueberall bisweilen im Erzählstrang und kann sich eigene Kommentare nicht verkneifen. Doch dank seiner spannenden Materie, der Ueberall mit umfangreicher Recherche begegnet, gelingt ihm ein Blick auf den Alltag im menschenfeindlichen NS-System, der lebendiger und eindrucksvoller ausfällt, als die oft standardisierte Herangehensweise des Geschichtsunterrichts.

So ist „Swing Kids“ vor allem, aber eben nicht nur, das packende Portrait einer nahezu vergessenen Jugendkultur.

Jörg Ueberall – Swing Kids.
120 Seiten, broschiert, 15
Euro. ISBN 3-936068-68-2
www.jugendkulturen.de



Donaldismus – eine Wissenschaft für sich

Christoph Hanssen
christoph@freihafen.org

Liebe Eltern! Dass die Geschichten von Astrid Lindgren und Michael Ende in Ihren Kindern Gefühle wecken und die Phantasie beflügeln ist ebenso bekannt wie die Tatsache, dass Zeichentrickfilme und Comics das Sprachvermögen beschränken und der Kreativität äußerst knappe Grenzen setzen. Doch haben Sie Acht, wenn Sie Ihren Schützling mit Walt Disney's Geschichten über Donald Duck, Entenhausen und die Panzerknacker erwischen – es könnte sich ein kleiner Forscher mit Pioniergeist und unge-

ahnter Wissbegierde dahinter verbergen. Ein Donaldist! Denn woran Sie Ihr Kind durch das Einsparen der 2 Euro am Zeitschriftenregal hindern, hat sich in der komplizierten Welt der Erwachsenen als komplexes geografisches, philosophisches und gesellschaftswissenschaftliches Phänomen etabliert. Laut Lexikon beschreibt der Donaldismus ‚die hagiographische Beschäftigung mit der Familie Duck und der Welt von Entenhausen‘ (Quelle: wikipedia.de). Doch das klingt einfacher, als es anscheinend ist. Hans

von Storch, der Begründer des Donaldismus in Deutschland, stellte Anfang April im Interview mit der ‚taz‘ schon die Ungültigkeit einfachster, physikalischer Gesetze fest: „Sie müssen zum Beispiel damit rechnen, dass, wenn sie eine Landkarte zerreißen und von einer Brücke ins Wasser werfen, jemand stromab die Landkarte zusammengesetzt wieder vorfindet.“ Und selbst dort, wo Kindern noch das Märchen vom Storch ausreicht, sucht der Donaldismus nach wissenschaftlichen Belegen in den zeichnerischen ‚Berichten‘ Carl Barks. Immerhin: Sexualität sei den Ducks nicht fremd und auch Eier sähe man dann und wann.

Aus Sicht der Forschung gibt es also noch viele Fragen zu klären. Dass dabei wirklich jeder helfen kann, ist durch § 2.1 der Satzung der D.O.N.A.L.D. (Deutsche Organisation nichtkommerzieller Anhänger des lauterer Donaldismus) gesichert: ‚Der Vollbesitz der geistigen und körperlichen Kräfte sowie der bürgerlichen Ehrenrechte ist nicht erforderlich‘.

Dann brüten wir eben Steine aus



Foto: Photocase.de

Richtig, schwule Pinguin-Pärchen sichern nicht gerade den Artbestand. Und doch gibt es sie – äußerlich zwar nicht erkennbar, da beide Geschlechter gleich aussehen, aber bewiesen durch DNA-Analysen. Skeptisch wurden beispielsweise die Zoowärter in Bremerhaven, als beim Geschlechtsakt mal der eine, mal der andere Pinguin die Stellung des Männchens einnahm.

Diese Pärchen bauten sich ein Nest und versuchten, mangels Eiern, eben Steine auszubrüten. Biologen glauben, dass sich die Männchen oft aus reinem Frauenmangel gleichgeschlechtliche Partner suchen – es gab nur ein paarungswilliges Weibchen – und demnach umzustimmen wären. Die im Februar eigens aus Schweden eingeschifften Pinguin-Damen, die sie ursprünglich an ihren Arterhaltungstrieb erinnern sollten, wurden allerdings völlig ignoriert. Sie kamen zu spät, ein Partnerwechsel während der Brutzeit war unmöglich. Auch, wenn die Steine sicher auch mit weniger Fürsorge einverstanden gewesen wären. Doch die Tiere stehen zu ihren Partnern und werden dabei von der Schwulen-Gemeinde tatkräftig unterstützt, die den Zoo bei Veröffentlichung des Konzepts mit Protesten bombardierte. Den Pinguinen sollten doch keine Weibchen aufgezwungen werden.

Nein, versicherte Direktorin Heike Kück: „Wenn sie schwul sind, sind sie schwul.“ Und daran kann dann auch die schönste Pinguin-Dame nichts ändern.

Sarah Benecke
sarah@freihafen.org



Foto: Jennifer Ackermann

Wusstest du eigentlich, dass die im Moment heiß diskutierte Reform und Gebühreneinführung, die das Studium vereinfachen und verbessern soll, vor allem neue Fragen aufwirft? Nein? Wir haben ein paar davon für dich zusammengetragen. Wusstest du zum Beispiel, dass...



...der Staat es für vernünftig hält, das „Erststudium“ zu finanzieren, dass das „Erststudium“, wie Jürgen Kaube in der FAZ erklärte, bald aber nur noch ein „Halbstudium“ sein wird, nämlich die sechs Semester bis zum Erwerb des neuen Bachelor-Abschlusses (der Master-Abschluss, der mit den bisherigen Abschlüssen Diplom und Magister gleichwertig sein soll, kann nur durch einen Aufbaustudiengang auf das Bachelor-Studium erworben werden)?

...egal was der Staat für vernünftig hält, die Entscheidungskompetenz für Studienfragen bei den Ländern liegt? (wie bei der Einführung der Studiengebühren geschehen, die gegen die Empfehlung der Bundesregierung vorerst nur in CDU registrierten Bundesländern eingeführt werden)

...NRW Wissenschaftsministerin Hannelore Kraft (SPD) vermutet, aus „kapazitiven Gründen“ könnten in Zukunft wohl nur 50% aller Bachelor-Studenten ihr Studium bis zum Erwerb des Masters fortsetzen?

...laut Umfragen des Hochschulinformationssystems 50% aller deutschen Arbeitgeber nicht wissen, was der Bachelor-Abschluss ist?

...die Akademikerarbeitslosigkeit im vergangenen Jahr in Deutschland um elf Prozent gestiegen ist? (Während die Gesamtarbeitslosigkeit „nur“ um 6,3% zunahm.)

...die kommenden Studiengebühren die Situation an den Hochschulen verbessern sollen, aber trotzdem geplant ist, Fächer komplett zu streichen? (Zunächst einmal, so Unipräsident Luthje, Ägyptologie, Mesoamerikanistik, Thaistik, Vietnamistik und austronesische Sprachen – Fächer übrigens, die nicht besonders teuer zu erhalten sind.)

Erst die Armut, dann das Vergnügen?

Oskar Piegsa
oskar@freihafen.org



Summer of Resistance — Die Studierenden wehren sich.

...als nur ein weiteres Beispiel die Fächer Medienkultur und Journalistik verschmolzen werden sollen, dann aber nur noch halb so viele Studienplätze wie jetzt in beiden Fächern zusammen zur Verfügung stehen werden? (Der Numerus Clausus für beide Fächer liegt jetzt schon bei ca. 1,5.)

...die 500 Euro Studiengebühren zuzüglich zu dem ebenfalls pro Semester anfallenden Semesterbeitrag gezahlt werden müssen (mal ganz zu schweigen vom bundesweit überdurchschnittlichen Hamburger Mietspiegel, den Ausgaben für Bücher und Lernmaterial und ganz allgemein Lebenshaltungskosten)?

...es etwas naiv ist, zu glauben die 500 Euro würden tatsächlich den Hochschulen zufließen und so deren finanzielle Situation verbessern. Gerade erst wurde der Semesterbeitrag (d.h. die Gebühren, die jetzt schon zu zahlen sind, für den HVV, das Studentenwerk und den AstA) um 50 Euro auf 235,50 Euro erhöht. Diese 50 Euro, genannt „Verwaltungsgebühren“, gleichen Kürzungen aus, die der Senat am Unibudget vorgenommen hat. Wenn der Senat jetzt schon Haushaltslöcher mit den Geldern von Studenten füllt, wie will er dann glaubhaft versichern die verlockenden 500 Euro pro Semester den Hochschulen zu überlassen?

...laut dem aktuellen Sozialbericht des Studentenwerks nur 10% aller Hamburger Studenten aus Geringverdienerfamilien kommen?

...die einzigen Gewinner der Einführung von Studiengebühren die Kredit vergebenden Banken sind? (Sie haben eine hundertprozentige Sicherheit ihre Kredite zurückzuerhalten, da der Staat als Bürge für die Studenten auftritt. Dennoch sind Zinsen in der Höhe von sieben bis 15 Prozent geplant.)

Fotos: indymedia.org

Überzeugungstäter

„Zu alt, nicht stylisch genug und deutsche Texte interessieren sowieso keinen.“ Das bekam Kettcar zu hören, als 2002 niemand ihr erstes Album veröffentlichen wollte. Was also tun? Selbermachen, dachten sie sich und gründeten zusammen mit Thees Uhlmann, Sänger von Tomte, ein eigenes Label. Heute befindet sich Kettcars zweites Album in den Charts und das Grand Hotel van Cleef gehört zu den Vorzeigemodellen der deutschen Independent-Labels.



Lina Brion
lina@freihafen.org

FREIHAFEN: Macht einem der plötzliche Erfolg manchmal Angst?

Thees Uhlmann: Nein, es ist schön, immer den nächsten Schritt zu erreichen. Das sieht immer so aus, als würde es so schnell gehen. Aber ich sehe auch noch vor mir, wie ich mit 18 auf dem Schweinehänger in Lamstedt gespielt und fürchterlichen Krach gemacht habe.

Es gibt viele Fans, die wollen, dass ihre Lieblingsband unbekannt und „independent“ bleibt.

Mit 21 habe ich auch noch so etwas herumgeschrien, ich kann das auch verstehen. Aber es ist extrem arrogant zu sagen: „Meine Band soll meine Band bleiben.“ Es macht wahnsinnig viel Spaß meine Band wachsen zu sehen. Ich kann mich natürlich die nächsten zehn Jahre wie früher mit Punks nach einem Konzert unterhalten. Aber ich lasse mir auch gerne von 14jährigen erzählen, dass sie das Konzert super fanden. Die Band bleibt dadurch frisch, dass sie sich öffnet und auch verschiebt.

Wie ist der Name Grand Hotel van Cleef entstanden?

Die Idee hatte Timo, der Tomte-Schlagzeuger, aber wie der darauf gekommen ist, weiß kein Mensch. Die einzige Maßgabe war ein Name,

hinter dem man nicht Records sagen konnte. Denn das nervt: Soundso-Records. Mülleimer-Records. Bierdosen-Records.

Bei einem Hotel denkt man an eine Lobby, die ihr bietet. Aber Hotel bedeutet auch: Nur zur Durchreise...

Gar nicht schlecht! Das stimmt! Das werde ich gleich mal den Jungs erzählen! Das wäre natürlich schlecht, wenn Kettcar nur durchreisen wollten. Eine Lobby ist es aber wirklich. Es gibt kein deutsches Label, das fairere Deals anbietet, als wir. Wir sind ja Künstler und - hähähä - „Geschäftsmänner“. Wir wissen, wie die Verträge von großen Plattenfirmen aussehen. Wir wollen auf Biegen und Brechen versuchen, dass unsere Künstler anfangen können, von der Musik zu leben.

Bringt diese Doppelfunktion, die ihr drei inne habt, auch Probleme mit sich?

Ich möchte nicht tauschen, ich mache beides wahnsinnig gerne. Ich glaube nicht, dass Tomte so gut wären, wenn ich nie etwas anderes gemacht hätte. Wenn ich immer nur in meiner Ein-Zimmer-Wohnung auf der Reeperbahn sitzen würde, „Lalala, noch einen Song..!“. Oder wenn ich den ganzen Tag nur spazieren gehen würde. Gerade dieses teilweise sehr harte Leben, mit viel Last und Viel zu tun, ist inspirierend. Häufig fühlt man sich wie nach dem Joggen. Das ist ja auch ein gutes Gefühl.

Das GHvC ist eine ziemliche Männerdomäne. Es arbeitet keine Frau hier und auch keiner der Bandmitglieder ist weiblich.

Das hat natürlich mit der Frage zu tun, warum Musik immer noch so ein Männerding in Deutschland ist. In Schweden und Amerika sieht das ganz anders aus. Es ist hier normal, dass Jungs mit 13 entweder Fußball oder Gitarre spielen wollen und sagen: „Mutti, ich will jetzt ne E-Gitarre.“ Bei Mädchen wirkt die Erziehung viel mehr dagegen an. Das ist diese klassische Idee: Jungs spielen mit Soldaten, Mädchen mit Puppen. Für einen 14jährigen ist es total okay, wenn er auf einem Schweinehänger steht, völlig inkompetent in die Saiten haut und schreit. Würde das aber ein Mädchen tun, hieße es: „Bald lesbisch und wahrscheinlich auch bald auf Drogen!“ Das ist ein enorm gesellschaftliches, bildungspolitisches Problem, dieses Gender-Ding.

Vielleicht haben Frauen auch nicht immer das Bedürfnis, auf einer großen Bühne zu stehen.

Ja, ich wollte schon mit 14 auf die großen Bühnen. Das muss so ein Männerding sein. Aber hasst uns bitte nicht deswegen! Männer haben immer das Bedürfnis danach, sich unsterblich zu

machen und Frauen sagen einfach: „Ach nö...“ Das männliche Leben funktioniert wie auf einem Affenfelsen. Auf einem Berg, der nach oben spitz zuläuft, sitzen mehrere Affen, die ab und zu versuchen weiter nach oben zu kommen, wo der große Affe sitzt. Dann gibt es diese Rankämpfe – uh-uh-uh – oder: „Guck mal, mein roter Arsch!“

Im Zuge des „Deutsche Bands singen auf Deutsch“-Trends werdet ihr mit Vielen in einen Topf geworfen...

Sobald man eine Gitarre in der Hand hält und auf deutsch singt, wird man sogar schon mit Zraumwohnung verglichen. Wobei in England so eine vielschichtige Musikszene existiert, dass niemand fragen würde: „Chemical Brothers and Coldplay: How do you like each other?“ Das führt einem die Durchschnittlichkeit des deutschen popkulturellen Denkens vor Augen. Dieses Land kann einem ganz schön auf den Sack gehen. Ob es nun wieder am Schulsystem liegt, ich weiß es nicht. Aber es ist peinlich, wie viel schlechte Musik aus Deutschland kommt. Wobei ich nichts gegen Zraumwohnung gesagt haben will!

Ist das auch der Grund, warum ihr ein internationales Label sein wollt?

Mich hat immer nur gute Musik interessiert. Meinetwegen können unsere Bands aus Aserbaidschan kommen. Wenn ihr Song dein Leben rettet, werden sie gesignt. Auf Gedeih und Verderben holen wir die Jungs dann hier rüber.

Konkurriert man mit anderen Labels?

Nein, man freut sich, wenn es kleine Plattenfirmen gibt und man den Majors ein wenig die Butter vom Brot nehmen kann. Aber eigentlich ist es ganz gut aufgeteilt, wer den Chart-Trash und wer die respektablen Künstler macht. Ein Boss einer großen Plattenfirma hat mir gesagt: „Die ganzen Punks in meiner Firma sollen sich mal nicht so aufregen. Weißt du, wer deren Tätowierung bezahlt? DJ Ötzi!“ Die ganze Firma wird von DJ Ötzi finanziert. Das sind Arbeitsplätze, die daran hängen. Deshalb kann man nicht einfach herumschreien: „Scheiß Majorlabel!“ Das kann man natürlich aufgrund ihrer Praktiken. Aber ich bin mir durchaus bewusst, was Majorlabel für eine ganze Menge von Leuten tun.

Bist du auf Kettcars momentanen Erfolg manchmal neidisch?

Ja, aber das ist freundschaftlicher Neid. Ich stand bei dem Konzert neben der Bühne und habe anderthalb Stunden nicht aufgehört zu lächeln. Weil ich mich so wahnsinnig gefreut habe. Aber ich möchte überall dort auf der Bühne stehen, wo ich selbst mal als Konzertbesucher war. Ich

weiß, wie es riecht, wenn man in der Großen Freiheit im Publikum steht, das möchte ich auch selbst auf der Bühne erleben. Generell geht es hier aber sehr kuschelig zu. Hier wird geherzt und sich gegenseitig gesagt, wie geil man sich findet. Sehr angenehm. Und auf eine Art sehr unmännlich.

Thees Uhlmann (PR, Vertretung nach Außen)
Reimer Bustorff (Finanzen, Controlling)
Marcus Wiebusch (Administration)
Simon Rass (Alles)
Sven Meyer (Produzent)

Bands:
Bernd Begemann und die Befreiung
Death Cab for Cutie
Kettcar
Maritime
Marr
Olli Schulz und der Hund Marie
Tomte

Nächste Veröffentlichungen:
Olli Schulz: Juni 05, Film „Hansen“ + Soundtrack: September 05, Tomte: Januar 06



Foto: Lina Brion

Morgenröte- Fremde Klänge zwingen uns zum Tanzen.

Lara Dietrich
lara@freihafen.org



Anfang der 90iger Jahre schwappte neue Musik aus elektronischen Gefilden über den Ärmelkanal. Der dunkle Sound des Jungle eroberte die ersten Clubs. Die aus technoidem Hardcore Breakbeat und zahlreichen Wurzeln in Reggae, Ragga, HipHop, Jazz und Dub entstandene Dance Music bildete die Grundlage für zahlreiche Subgenres. So gewann auch der vom HipHop stark beeinflusste Drum'n'Bass, welcher von manchen auch als Fortsetzung des Jungle verstanden wird, in den folgenden Jahren zunehmend an Popularität. Auch Sahar Khamedi, 24, hat sich dem Drum'n'Bass verschrieben und ist seitdem vermutlich bekannter unter ihrem DJ-Künstlernamen SAHARA.

Was macht für dich einen Abend besonders, wenn du auflegst?

Das Publikum. Wenn man nur seinen EgoFilm durchzieht und den dicken DJ raushängt, kommt das auf einen zurück, weil die Leute ganz anders zu einem sind. Das Wichtigste ist, zu deinem Publikum einen Draht aufzubauen und das Gefühl zu haben: die haben jetzt Bock auf mich und ich habe Bock auf die.

Hast du einen gewissen Spielraum, innerhalb dessen du die Leute beeinflussen kannst?

Klar, aber nur, wenn da wirklich 200 Leute sind. Eine Party, die schlecht frequentiert ist, ist ganz schnell aus. Aber wenn der Floor voll ist, kannst du das total beeinflussen. Ich versuche immer, da eine Kurve reinzukriegen. Dann fange ich zum Beispiel mit einem HipHop Breakbeat an, und steigere das nach und nach, bis die Leute echt nicht mehr können.

Ziemlich viele DJs nehmen sich selbst sehr wichtig.

Ja, und ich mag das nicht. Klar, ich möchte auch glänzen als Mensch. Aber ich will, dass die Leute merken: Cool, sie ist eine Frau und legt trotzdem diesen Sound auf. Ich habe keine Lust mich anzubiedern, nur weil man in dieser Szene manchmal auf Frauen anders reagiert. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es gerade als DJ gut ist, nicht als halber Kerl rumzulaufen, sondern seine Weiblichkeit zu betonen.

Erwirbt man sich als Frau schwerer Anerkennung?

Anerkennung erwirbst du dir nur durch deine Charakter und natürlich deine Fähigkeiten. Wie du als Mensch bist, das wirkt sich auf dein Set aus und dein Set wirkt sich wiederum auf das Publikum aus und auf die Veranstalter. Das Selbstbewusstsein, das du dafür brauchst, musst du erst mal lernen. Am Anfang war's natürlich schwer. Ich war 18,19 als ich angefangen habe und gerade im Drum`n`Bass Bereich war es noch nicht so weit verbreitet, dass Frauen auflegen. Heute ist das anders, was man auch an Foren wie ‚junglistic sistaz‘ sehen kann.

Die hohe Gewichtung auf Netzwerke ist eine ziemliche Besonderheit der Drum`n`Bass-Szene. Auf der Homepage von ‚junglistic sistaz‘ stand, dass euer Netzwerk unter anderem als Unterstützung für Frauen dienen soll. Was denkst du dazu?

Als ‚junglistic sistaz‘ gegründet wurde, war das ganz stark so. Damals warst du als Frau eine totale Exotin. Da war das Vorurteil weit verbreitet,

dass man nur auflegen darf, weil man als Frau etwas Besonderes ist, aber in Wirklichkeit nicht so viel kann. Das ist heute nicht mehr so. Irgendwann wird es keine „Trennung“ mehr zwischen Mann und Frau geben. Aber um das zu erreichen, braucht man heute noch diese Foren.

Allerdings laufen in der Drum`n`Bass- Szene auch viele gestörte Leute durch die Gegend. Gerade unter Frauen, die auflegen, ist es manchmal nicht ganz einfach und nur, weil man in so einem Frauenforum drin ist, bekommt man nicht unbedingt immer Unterstützung. Da herrscht leider oft zu viel subtiles Konkurrenzdenken. Das gibt's aber nicht nur unter Frauen, sondern zwischen allen. Komplimente kommen eher von Leuten, die gar nicht selber DJs oder Produzenten sind. Natürlich gibt es da auch Ausnahmen. Leute, die gestandene Musiker sind und keine Probleme haben, für dich auch mal zu klatschen oder gute, konstruktive Kritik zu üben. Andere wiederum sind andauernd unzufrieden und hören jeden einzelnen Fehler. Diese Mentalität haben wir dann die Mixpolizei getauft. Das find ich total krank.

Wie bereitest du dich auf einen Auftritt vor? Bist du oft nervös?

Das ist unterschiedlich. Mal bin ich entspannt und mal bin ich viel zu nervös. Und manchmal hat man so ne gewisse konzentrierte Grundnervosität. Ich versuch im Optimalfall vor einem Auftritt eine Stunde zu chanten*. Man kann nicht sagen, dass das etwas Bestimmtes bewirkt, es erreicht eher, dass man in eine Art Rhythmus kommt, eine Atmosphäre erschaffen wird. Dann wird die Party auch meistens total gut.

In welcher Hinsicht möchtest du dich noch weiterentwickeln?

Das ist auch gerade die Frage, die ich mir stelle: Wo möchte ich eigentlich hin mit Drum`n`Bass? Ich will mich irgendwann voll und ganz der Musik widmen können und durch die ganze Welt touren, so dass ich das, was ich auflege, an viele Leute weitergeben kann. Und ich will eine wirklich gute Produzentin werden, um das, was ich in mir habe, zum Ausdruck zu bringen und selbst Tracks zu machen. Meinen Beitrag zur Szene leisten. Und später mein eigenes Label haben, um andere Künstler fördern zu können.

Du wurdest im Iran geboren. Hat dich dein persischer Hintergrund beeinflusst?

Ja klar, ich bin dreisprachig aufgewachsen, weil wir, bis ich fünf war, in Paris gelebt haben, in einer Art Hochhaussiedlungs-Ghetto. Paris ist einfach teuer und meine Eltern hatten alles verkauft, als sie mit mir als Baby aus dem Iran nach Frankreich emigriert sind. Danach sind wir nach Berlin gezogen.

Warum sind deine Eltern aus dem Iran weggegangen?

Meine Eltern wurden politisch verfolgt. Erst waren sie im Gefängnis unter dem Schah und sind dann während der Revolution rausgekommen. Schließlich wurden auch die Revolutionäre, die ja kommunistisch gesinnt waren, vom Ayatollah verfolgt. Deshalb mussten meine Eltern weg, da hieß es entweder sterben oder wegziehen. Das hat natürlich Einfluss auf dich und es ist mit persischem Hintergrund auch etwas ganz anderes, in diesem Land aufzuwachsen. Ich fühle mich zwar als Deutsche und hab auch die deutsche Nationalität, aber ich weiß eben, wo meine Wurzeln sind.

Wie würdest du die Entwicklung von Drum`n`Bass in Deutschland einschätzen?

Die deutsche Szene muss noch viel selbstbewusster werden. Alle gucken immer nach England, dabei ist hier so viel Potential, richtig gute DJs und Produzenten. Die muss man nur mal alle unter einen Hut kriegen und fördern.

*Chanten: Begriff, der im japanischen Buddhismus für das Rezitieren des Lotus Sutas (Nam-Myoho-Renge-Kyo) verwendet wird.

Im Hafenklang finden auch jeden dritten Samstag im Monat die Drumbule-Partys (www.Drumbule.de) statt. Empfehlenswert ist auch Hoch10 (www.Hoch10.com) im Waagenbau, allerdings gibt es diese Party nicht regelmäßig.



Mr Brown standen im letzten Jahr für Hamburg im Deutschlandfinale – und gewannen nicht nur dieses, sondern auch das Internationale Emergenza Finale 2004. Mit ihrem fetzigen Gitarrenrockpop und ihrer energiereichen, abwechslungsreichen Bühnenperformance überzeugten die vier Jungs nicht nur das Publikum in den Vorrunden, sondern erhielten auch das entscheidende positive Urteil der Jury.

Lina Brion
lina@freihafen.org



Foto: Olaf Ballius

Erkennungszeichen: rote Pullunder

F REIHAFEN: Wie habt ihr das Finale erlebt?

Daniel Brown: Als wir auf die Bühne kamen, hätten wir ein Schiff hochheben können. Wir waren voller Adrenalin und Energie. Bereit, alles zu geben. Wie vorm Anstoß beim Fußball. Dementsprechend haben wir ordentlich durchgepowert. Aber ich hatte auch ganz schön viel Angst vor dem Auftritt. Hinter der Jury stecken ja auch kommerzielle Interessen. Auch bei so einer Geschichte geht es um Geld, nicht nur um Talentförderung.

Was hat euch zum Sieg verholfen?

Wenn du eine von 20 Bands bist, musst du etwas tun, womit du dich von den anderen absetzt. Ohne extremes Auffallen hast du keine Chance. Es reicht nicht, unglaublich gut an seinem Instrument zu sein. Es geht auch um die Show. Wir haben uns zum Beispiel „eingefroren“: Mitten im Song kommt ein ganz plötzlicher Break und alle sind für einige Sekunden ganz steif. Im Pu-

blikum gucken sich alle verwundert an, die Musik ist aus, alles ist still und auf der Bühne stehen nur ein paar eingeeiste Figuren.

Als Erkennungszeichen tragt ihr alle diese roten Pullunder. Seid ihr die manchmal schon leid?

Jeder ist seine Arbeitsklamotte mal Leid. Und wenn man auf der Bühne herumspringt und herumschreit, wird es besonders im Sommer unter so einem Pullunder verdammt warm. Wie unter einer Aldi-Tüte. Deshalb wird es irgendwann eine andere Uniformierung geben.

Euer Musikstil entspricht ja einem gewissen momentanen Trend...

Es gibt den Trend zu „Junge Leute machen live Rockmusik“, ja. Aber diese Bands sollen momentan vor allem deutsche Texte singen. Einige Plattenfirmen schlagen einem schon mal vor, doch lieber zu deutsch zu wechseln, um verkaufbarer

zu sein. Aber diese Trends laufen sich ja wieder tot. Wir versuchen, die beste Musik zu machen, die wir können, uns zu verwirklichen, unsere Kunst zu machen und irgendwann davon zu leben.

Was hat sich nach Emergenza für euch verändert?

Du denkst: „Geil, jetzt wirst du berühmt.“ Und dann passiert aber monatelang gar nichts und man fällt ins Loch. Dann kommt plötzlich ein Label und beteuert, wie cool man gewesen sei und einer sagt, er wolle unser Manager werden, ein anderer ruft, wir seien die Besten. Aber wirklich verändert hat sich nur der Glaube an sich selbst. Man hat für sich selbst herausgefunden, dass man dazu geboren ist, Musiker zu sein. Und man kann auf realistische Weise sehen, dass es möglich ist, es zu schaffen.

Im Sommer folgt das Album und im Herbst ein Auftritt im Indra in Hamburg.



Musikalisches Können nur an zweiter Stelle?

Ein Kommentar von Maurice Renck.

Emergenza bietet Bands eine gute Chance gehört zu werden, ist aber eine von wenigen Veranstaltungen, die eine Startgebühr einnehmen. Der Aufwand, solch einen Wettbewerb zu organisieren, ist sicherlich enorm, doch für eine junge Band lohnt sich die Investition nicht immer. Eine nette Idee sind die kleinen „Geschenke“ wie Bass- und Gitarrensaiten oder Sticks für den Schlagzeuger. Die Musiker sollten sich aber darüber im Klaren sein, dass der Großteil des Publikums in den Vorrunden aus den eigenen Reihen stammt. Meist ist es so, dass die Band, welche die meisten Freunde mobilisieren

kann, weiter kommt. Gerade junge Amateurbands scheitern schnell, weil sie nun mal noch nicht allzu bekannt sind und demnach weniger Publikum mitbringen, als die schon etwas bekannteren Kollegen. Das musikalische Können steht in diesen Vorrunden häufig an zweiter Stelle. Investiertes Geld kann also bereits nach dem ersten Auftritt dahin sein. Gerade junge, unbekannte Bands sollten sich darum auch über andere Hamburger Bandwettbewerbe informieren, für die keine Gebühren anfallen.

Maurice Renck
maurice@freihafen.org

Mr. Brown (von links nach rechts):
Daniel Brown (25, Sänger, Gitarrist),
Carl Reverb (25, Gitarrist), Ben Star
(22, Schlagzeuger), André Bonkowski
(22, Bassist)

Beweg' deinen Arsch!

Lina Brion
lina@freihafen.org

Dazu fordern die Veranstalter von EMERGENZA auf ihrer Website auf, einem der größten Musik-Nachwuchs-Wettbewerbe der Welt. Mitmachen kann jede Band jeder Musikrichtung und jedes Niveaus, die das Anmeldeformular ausfüllt und 70 Euro Gebühr bezahlt. Dafür gibt es mindestens einen Auftritt in einem stadtbekannten Club, Gitarren-, Bass- und Schlagzeugzubehör direkt nach der Anmeldung. Wer es in die weiteren Runden schafft hat außerdem Ausblick auf noch mehr kostenlose Live-Performances vor Publikum sowie auf Instrumente, Mikrofone und Verstärker im Wert von 600.000 Euro. Wer sich dann noch gegen die über 2000 anderen Bands im internationalen Finale durchsetzt, bekommt eine Woche Tour in den USA obendrauf. Der Wettbewerb findet in neun deutschen Städten (u.a. Hamburg) statt, sowie in der Schweiz, Luxemburg, England, Frankreich, Italien, Holland, Skandinavien, Kanada und den USA. Mit jeweils 30 Minuten Programm spielen sich die Bands durch zwei Vorrunden, bis sie im Finale der jeweiligen Stadt stehen. Dessen Gewinner ziehen weiter ins Deutschlandfinale, bis sich die besten Bands schließlich im internationalen Finale präsentieren. In den ersten Runden entscheidet ausschließlich das Publikum über die Platzierung der Bands, ab dem lokalen Finale wirkt auch eine Fachjury an der Entscheidung mit.

Hamburg Finale: 04.06. Markthalle

Deutschland Finale:

25.06.05 Columbiahalle, Berlin

Internationales Finale: 12.08. - 14.08.

Taubertal Open Air Festival

www.emergenza.net



Jugendarbeit mal anders

Hört man den Begriff „Jugendarbeit“, denkt man unwillkürlich an vollbärtige Sozialpädagogen, die mit auffälligen Jugendlichen kochen lernen oder in einem aktiven Gesprächskreis sitzen. Dass dies auch ganz anders aussehen kann, beweist das Engagement des i-Punktskatelandes in der Spaldingstrasse in Hammerbrook



Kostja Meyer-Brede

„Feeble Grind“

I Punkt Skatehalle

das Grundstück mit der Auflage verpachtet, dort eine Skateanlage zu errichten, die gemeinnützig genutzt werden muss. Auf insgesamt mehr als 3000 Quadratmetern entstand somit Deutschlands modernste Skatehalle. Auf der Außenanlage kann man die Skater an trockenen Tagen sogar von der Strasse aus bei ihren Tricks beobachten. Im Skateland findet sich alles, was adrenalin-süchtigen Rampenfetischisten glänzende Augen macht: Von der fast 4 Meter hohen und 12 Meter breiten Halfpipe über zahlreiche Quarterpipes, Geländer und andere Grindmöglichkeiten bis zu einem der legendärsten Bowls Europas, der im Jahr 2004 sogar mit einem Oververt (Rampe mit weit mehr als 90° Winkel) ausgestattet wurde. Als Vorlage dienten den Erstellern die Swimmingpools der US-Vorstädte der späten 70er Jahre.

Das Engagement, welches die Mitarbeiter leisten, hat mit dem allgemeingültigen Begriff der Jugendarbeit nicht wirklich viel zu tun. Viel mehr ist es eine Möglichkeit für die Kinder und Jugendlichen, sich mit Gleichgesinnten zu treffen und eine gemeinsame Passion auszuleben. Dazu kommt natürlich noch die Tatsache, dass sie eine einmalige Gemeinschaft kennen lernen und somit - zumindest für die Zeit, die sie dort verbringen - keine Dummheiten anstellen können. Ihnen wird also eine sinnvolle Freizeitgestaltung angeboten, die die Wahrscheinlichkeit verringert, dass sich die jungen Leute langweilen und auffällig werden.

Das Personal der Halle ist durchweg pädagogisch geschult und somit für viele Jugendliche gleichermassen Anlaufstelle für Probleme und Kumpel oder sogar Freund. Zum Glück gibt es so etwas wie Rivalität zwischen den Aktiven dort kaum, natürlich gibt es Reibereien zwischen Skateboardern, Inlinern und Bikern, aber meist ist alles friedlich.

Neuerdings findet sich sogar zwei Mal in der Woche das Infomobil der Suchtberatung KO-DROBS auf dem Parkplatz des Skatelandes ein, um den Jugendlichen eine Ansprechmöglichkeit zu geben. Dieses Projekt ist ein Beweis dafür, dass Jugendarbeit auch anders funktionieren kann, man gibt den Kids eine sportliche Perspektive. Zwanglos und freiwillig.

Weitere Infos zum Verein i-Punkt Skateland e.V. und dessen Engagement unter www.i-punktskateland.de

Kai Weise
Kai@freihafen.org

Anstatt im Stuhlkreis oder mit Rollenspielen wird aktive Jugendarbeit hier auf Inlineskates, Skateboard oder dem BMX Rad praktiziert.

Angefangen hat das Ganze vor fünfzehn Jahren: Thomas Frieze, besser bekannt als der Hamburger Modemacher Thomas I-Punkt, wurde von seinem 13-jährigen Sohn darauf aufmerksam gemacht, dass in Hamburg gar nichts für die sich entwickelnde Skateboarderszene getan werde. Kurzerhand stellte Frieze einige Rampen in eine alte Fabrikhalle in der Amsinckstrasse. 1993 wuchs ihm das Ganze dann finanziell über den Kopf und der Verein i-Punkt Skateland e.V. wurde gegründet. Es gelang den Betreibern schnell einen Zuschuss der Stadt Hamburg für das gemeinnützige Projekt zu bekommen und in Verbindung mit Sponsoren und Spendengeldern war der Erhalt dieses „Jugendzentrums“ erst einmal gesichert. Eine wirklich zufriedens-

Anstatt im Stuhlkreis oder mit Rollenspielen wird aktive Jugendarbeit hier auf Inlineskates, Skateboard oder dem BMX Rad praktiziert.

tellende Lösung des Konzeptes war die Halle in der Amsinckstrasse jedoch nicht, sie war nicht zu beheizen und es regnete ständig durch das inzwischen ziemlich morsche Dach. Im Winter war es nahezu unmöglich sich dort aufzuhalten, da durchaus auch mal Eiszapfen von der Decke hingen. Weitere Angebote wie zum Beispiel Hausaufgabenhilfe wurden von den Jugendlichen und Kindern begeistert wahrgenommen. Für viele von ihnen wurde die Halle so zu ihrem

zweiten Wohnzimmer. Es wurde von Anfang an kein Eintritt verlangt, was natürlich für reichlich Andrang, auch aus anderen Bundesländern,

sorgte. Dass der Verein nicht auf ewig in der baufälligen Halle weiterexistieren konnte, wurde allen Beteiligten schnell klar, doch sollte es noch Jahre dauern, ehe der Verein Baugrund in der Spaldingstrasse auf 15 Jahre zur Verfügung gestellt bekam. Glücklicherweise wurde

Foto: Jörn Rubcke

medien. europa. zukunft.



<http://europa.jugendpresse.de>

30.09. - 3.10.2005
Jugendmedientage in Hamburg

Jugend-Fotowettbewerb

Workshops und Informationen

mitbestimmen vernetzen informieren motivieren aktiv werden